

Marc Belissa, *La Révolution française et les colonies*, Paris (La fabrique éditions) 2023, 312 p., ill., ISBN 978-2-35872-265-0, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Friedemann Pestel, Tübingen

Mit *La Révolution française et les colonies* dokumentiert Marc Belissa, wie die atlantische und karibische Geschichte nunmehr auch im Zentrum der französischen Revolutionsgeschichtsschreibung angekommen ist. Dazu führt er drei Forschungsfelder zusammen: Zunächst baut seine kompakte Synthese auf den Pionierwerken einer kolonialismuskritischen Revolutionsgeschichte von Yves Bénot und Marcel Dorigny sowie den jüngeren Beiträgen, etwa von Bernard Gainot und Clément Thibaut, auf.¹ Zweitens erbringt das Buch eine wichtige Transferleistung der umfangreichen englischsprachigen Forschungsliteratur zur Haitianischen Revolution und revolutionären Karibik für ein breiteres französischsprachiges Publikum. Einschlägige spanisch- oder deutschsprachige Beiträge haben es indes nicht in die Bibliografie geschafft. Belissas Anspruch ist es, statt einer älteren universalistischen Geschichte der Verbreitung emanzipatorischer Prinzipien vom revolutionären Zentrum an die koloniale Peripherie eine *histoire connectée* des imperialen Raumes – und, in Ansätzen, von interimperialen Verflechtungen – zu schreiben. Drittens prägt Belissas Expertise für die internationalen Beziehungen der Ersten Republik und auf dem Gebiet der revolutionären Transformationsversuche des Völkerrechts seine Sicht auf die Revolution.²

Zu Beginn grenzt Belissa sein Verständnis des *lien colonial* klar von frankozentrisch-diffusionistischen Ansätzen ab und stellt die historiografischen Dynamiken auf dem Gebiet der Kolonialgeschichte seit dem Bicentenaire der Revolution 1989 heraus. So sehr er dabei die *histoire croisée* oder eine interimperiale Geschichte ins Feld führt, so sehr distanziert er sich zugleich von postkolonialen Interpretationen, die der Aufklärung und Revolution – und damit ihren Protagonisten – ein inhärent hierarchisch-

¹ Yves Bénot, *La démente coloniale sous Napoléon. Essai*, Paris 1992; ders., Marcel Dorigny (Hg.), *Rétablissement de l'esclavage dans les colonies françaises 1802. Ruptures et continuités de la politique coloniale française, 1800–1830*, Paris 2003; Marcel Dorigny (Hg.), *Les abolitions de l'esclavage. De L. F. Sonthonax à V. Schœlcher 1793, 1794, 1848*, Paris 1995; ders., Bernard Gainot (Hg.), *La colonisation nouvelle (fin XVIII^e–début XIX^e siècles)*, Paris 2018; Clément Thibaut u.a. (Hg.), *L'atlantique révolutionnaire. Une perspective ibéro-américaine*, Bécherel 2013.

² Marc Belissa, *Fraternité universelle et intérêt national (1713–1795). Les cosmopolitiques du droit des gens*, Paris 1998; ders., *Repenser l'ordre européen (1795–1802). De la société des rois aux droits des nations*, Paris 2006.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

rassistisches Menschen- und Weltbild bescheinigen. Stattdessen fordert Belissa historische Kontextualisierung ein und plädiert für ein pluralistisches Verständnis mehrerer Universalismen, denen der Glaube an die Machbarkeit von Fortschritt sowie an menschen- und völkerrechtliche Prinzipien von Emanzipation, Freiheit und Brüderlichkeit zugrunde lagen.

Zeichnet sich hier bereits ab, dass Belissa eine imperiale französische Revolutionsgeschichte bietet und keine Synthese zum *Age of Revolutions* – bezeichnenderweise kommt in seiner kolonialhistorischen Perspektive der Begriff »Haitianische Revolution« nicht vor –, so wird er im Schlusskapitel noch deutlicher: Hier positioniert sich Belissa sowohl gegen eine postkoloniale Dekonstruktion der Exzeptionalität der Revolution, die deren genuin emanzipatorischen Charakter infragestellt, als auch gegen eine geschichtspolitisch motivierte Relativierung der napoleonischen Kolonialpolitik, insbesondere der Wiedereinführung der Sklaverei 1802. Als Unterstützer Jean-Luc Mélenchons verortet Belissa diese Kolonialapologie beginnend bei Emmanuel Macron und politisch nach rechts ausgreifend. Bei aller deklarierten Abkehr von einer frankozentrischen Revolutionsgeschichte neojakobinischer Prägung verteidigt er seinerseits die Erste Republik nicht frei von Verzerrungen als »einzige abolitionistische Macht« (146) und Abschafferin der Sklaverei innerhalb eines gemeinsamen Revolutionsraums aus Metropole und Kolonien. Diese Emphase spiegelt seine früheren Interpretationen der Revolutionskriege und Schwesterrepubliken als Beiträge zu einem »kosmopolitischen« Völkerrecht wider, besitzt aber ihrerseits eine geschichtspolitische Dimension.

Die ersten vier Kapitel des Buches zeichnen die imperialen Entwicklungen zwischen Karibik und Indischem Ozean chronologisch nach. Der Schlusspunkt 1804 reagiert hier weniger auf die traditionellen Debatten, ob die Französische Revolution nun mit Napoléon Bonapartes Staatsreich, dem Konsulat auf Lebenszeit oder der Kaiserkrönung endete, sondern markiert die Proklamation der haitianischen Unabhängigkeit – wenngleich aber gerade nicht als »Republik«, wie auch von Belissa angenommen. Dass im Mittelpunkt der Darstellung die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 und das Abolutionsdekret des Nationalkonvents von 1794 stehen und gegenläufige Dynamiken als »Siedlerterror« oder »Widerstände« beschrieben werden, lässt die interpretatorischen Leitplanken ebenso erkennen wie das Etikett »koloniale Reaktion« für die Konsulatszeit.

Es folgen sieben problemgeschichtlich gegliederte Kapitel, die sich einerseits als separate Synthesen lesen lassen, andererseits die Leitgedanken des Buches weiterführen. Sie verbinden wirtschafts-, sozial-, politik- und ideengeschichtliche Aspekte, wobei die metropolitane Perspektive stark bleibt. Auf die Rehabilitation aufklärerischer Universalismen in Form von Sklavereikritik und Abolitionismus verwendet Belissa einigen Aufwand, ebenso auf die Kolonialgesetzgebung der revolutionären Nationalversammlungen. Demgegenüber stehen dezentrierte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Perspektiven aus den Kolonien selbst und die Handlungsmacht nichtweißer Akteure zurück. Fragen, wie republikanisch orientiert die Aufständischen in der Karibik waren und wer die Sklaverei in den Kolonien de facto abschaffte – die sich selbst emanzipierenden Versklavten, die überforderten Kolonialfunktionäre oder der Pariser Nationalkonvent³ –, beantwortet auch Belissa zugunsten der metropolitenen Republik.

Differenzierter fällt der mobilitätsgeschichtliche Überblick zu geflohenen Sklaven, Deserteuren, Kriegsgefangenen, Flüchtlingen und Emigranten des siebten Kapitels aus, während das achte Kapitel die Kolonialhierarchien samt ihren Klassifizierungslogiken und Aufstiegsmöglichkeiten instruktiv beleuchtet. Wichtig im Lichte jüngerer Debatten ist das elfte Kapitel zu den kolonialen Kriegs- und Gewaltpraktiken, gerade in der sich zum Unabhängigkeitskrieg entwickelnden Schlussphase der »Révolution de Saint-Domingue« (273). Belissas Charakterisierung als »Massenmord« (269) könnte noch an Profil gewinnen, würde er die Kontroverse um den *Caribbean genocide*, auf die sie sich richtet, auch als solche ansprechen.⁴

In Summe macht das Buch wichtige Themen, Perspektiven und Befunde der französischen imperialen wie der atlantischen Geschichte der Revolutionsjahre einem französischsprachigen Publikum zugänglich. Die Trennung von chronologischem und thematischem Teil bietet darstellungspraktische und lesefreundliche Vorteile, entlastet aber auch die Revolutionsgeschichte von einigen ihrer grundlegenden Spannungen: zwischen abolitionistischen Diskursen und der Verbindung von Emanzipation und Terror, zwischen emanzipatorischem republikanischen Universalismus und der interimperialen Kriegslage oder zwischen republikanischem Durchsetzungsanspruch und kolonialem Kontrollverlust.

Das Fazit würdigt einmal mehr die entschädigungslose Sklavenemanzipation durch die jakobinische Republik 1794 und stilisiert, als Gegenfolie einer scharfen Napoleon-Kritik, Schwarze Kolonialakteure wie Toussaint Louverture zu Republikanhängern, als die sie eher in frankozentrischer Projektion erschienen. Weiterhin sind in Belissas Buch die eingefahrenen Bruchlinien zwischen Revolutions- und Napoleon-Historiografie zu erkennen. Vor diesem Hintergrund bildet die zu Beginn angekündigte Revolutionssynthese in kontextualisierender Absicht zugleich eine geschichtspolitische Intervention der 2020er-Jahre, die am Schluss noch einmal deutlicher benennen könnte, dass republikanische Emanzipation am Ende des 18. Jahrhunderts ein kolonialpolitisches



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

³ Differenzierter Jeremy D. Popkin, *You Are All Free. The Haitian Revolution and the Abolition of Slavery*, Cambridge 2010.

⁴ Philippe R. Girard, *Caribbean Genocide: Racial War in Haiti, 1802–4*, in: *Patterns of Prejudice* 39 (2005), 138–161; ders., *French Atrocities during the Haitian War of Independence*, in: *Journal of Genocide Research* 15 (2013), 133–149.

Instrument darstellte. Auch über den Ausgangspunkt des Buches ließe sich konsequenter nachdenken: Als Fragestellung zentriert der Titel *La Révolution française et les colonies* stärker auf die metropolitanen Prozesse, als er dezentriert, und er setzt der Erklärungsreichweite Grenzen, die stärker von der *mémoire* als der *histoire* konturiert werden.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109487](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109487)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Berger, Stadt ohne Juden? Präsenz und Absenz in der Frühen Neuzeit, Basel (Schwabe Verlag) 2023, 344 S., 8 s/w Abb. (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft), ISBN 978-3-7965-4912-0, CHF 58,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jean-Dominique Delle Luche, Toulouse/Rodez

Bâle, à partir du XIV^e siècle et jusque vers 1800, ne tolère plus de communauté juive en son sein: une situation caractéristique de la plupart des villes de l'espace germanophone de la prémodernité, où les expulsions provoquent un vaste reflux dans les espaces ruraux et périurbains. Pour autant, les interactions commerciales et intellectuelles restent constantes, et même absents physiquement les Juifs demeurent un élément essentiel des références intellectuelles. *Ville sans juifs?*, titre de la thèse remaniée d'Andreas Berger soutenue à l'université de Bâle en 2021, s'appuie explicitement sur le roman éponyme d'Hugo Bettauer (1922), adapté au cinéma dès 1914. Dans une tragique anticipation, Bettauer imaginait l'expulsion au XX^e siècle des Juifs de Vienne: dans une ville désormais »sans juifs«, leur absence rendait soudainement visible leur contribution à une société brutalement épurée. Ce jeu entre absence (ou plutôt: présence exceptionnelle d'individus juifs, notamment convertis, dans l'espace urbain) et persistance de la référence aux Juifs est au cœur de l'ouvrage: de fait, il s'agit moins de Juifs réels que du Juif comme figure ambivalente (*Kippfigur*) opposée en miroir au Chrétien, comme »idéal-type de l'étranger comme de soi-même«. Après un état de la recherche assez incisif, Andreas Berger dénonce une historiographie des Juifs de Bâle partielle et marginale, parfois »larmoyante«, qui s'est généralement restreinte à l'étude de la cote Kirchen Q1 où ont été regroupées, selon le principe de pertinence, toutes les archives évoquant directement les juifs, au prix d'ailleurs d'une perte de contexte archivistique. Il ne s'agit donc pas ici d'écrire »une histoire des Juifs de Bâle«: Berger esquisse de manière presque provocante ce que pourrait être une telle histoire (52–58), mais essentiellement pour poser le cadre de trois pistes afin de dépasser l'aporie d'un discours historiographique trop dépendant des mêmes sources.

Le choix de Bâle est particulièrement pertinent: après le concile, la fondation de l'université en 1460 puis l'installation durable de nombreux imprimeurs font de Bâle une des capitales intellectuelles de l'époque et notamment un des hauts lieux des études juives (et de l'imprimerie en hébreu ou yiddish) de la Renaissance: Berger évoque, tout au long de l'ouvrage, Enea Silvio Piccolomini, Érasme, Konrad Pellikan, Sebastian Münster ou encore Johann Buxtorf, s'arrêtant ainsi aux premières décennies du XVII^e siècle. Les trois chapitres étudient la rémanence de la référence aux Juifs dans les réflexions sur le culte des images ou l'iconoclasme, dans les débats



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sur le péril ottoman, et dans le cadre de la confrontation avec les savoirs juifs.

Le premier chapitre part d'un ouvrage antijudaïque de l'imprimeur réformateur Pamphile Gengenbach (décédé en 1525) évoquant une profanation d'image mariale par des Juifs. Ce motif est au cœur du mouvement d'expulsion des années 1480–1520, attesté par exemple à Rothenbourg ou Ratisbonne, mais n'est que la reprise du miracle de Cambron (XIV^e siècle) en Hainaut, réactivé semble-t-il par l'union personnelle de Maximilien à la tête des Pays-Bas et de l'Empire. S'inspirant d'une représentation iconographique de Colmar (et par-là de Cambron), Gengenbach ne fait pas cependant que produire un ouvrage antijudaïque: il prend également position, selon Berger, dans un débat qui sous-tend l'espace du Rhin supérieur tout au long des XV^e et XVI^e siècles sur l'ambivalence entre iconoclasme et idolâtrie – saccages d'images pieuses par les Suisses, critiques du culte des images – mais aussi dans un débat mariologique des deux premières décennies du XVI^e siècle où Érasme, Zwingli et Gengenbach lui-même tentent de prendre position. Berger s'éloigne temporairement de Bâle pour évoquer l'*Adoration des Mages* de Douai (fin XVI^e siècle), qui n'a été que récemment réinterprétée comme une reprise de la légende de Cambron, avec une confusion – volontaire ou non – entre Juif, Turc, et iconoclaste réformé. Dans un autre point du même chapitre, en s'appuyant sur d'autres frontispices d'ouvrages de Gengenbach comme de Bodenstein/Karlstadt, ou encore sur les *Décades* de Pierre Martyr d'Anghiera, Berger montre que les reproches de cannibalisme, du meurtre d'enfants et d'idolâtrie des Juifs s'appliquent également aux populations indigènes: le Juif reste la matrice des préjugés et des catégories pour penser l'étranger à la Renaissance.

Le chapitre suivant est consacré à la place du »Juif« – et du »Turc« – dans la pensée historique et eschatologique des XV^e et XVI^e siècles. L'expansion ottomane du XV^e siècle réveille certes les discours de croisade, mais donne lieu à des interprétations parfois surprenantes du péril turc. Le genre des *Türkenbüchlein* nourrit une réflexion eschatologique s'appuyant notamment sur la *translatio imperii* du livre de Daniel, mais aussi des réflexions utopiques sur des communautés chrétiennes vivant en harmonie sous le joug turc, comme Wolfaria ou Novomontan. Les Juifs ont leur place dans ces villes utopiques, liée à la conviction de leur conversion promise au Jugement Dernier. En même temps, le péril turc permet de redonner corps au mythe des »Juifs rouges«, des tribus perdues ou d'un peuple enfermé par Alexandre, d'un royaume juif de Gog et Magog, prêt à déferler depuis le Caucase et précipitant le retour du Christ. Ces mythes sont réactivés au début du XVI^e siècle, visibles dans des représentations cartographiques, dans la toponymie bâloise, ou encore dans des révoltes millénaristes juives dans le sillage de l'aventurier David Reuveni: voilà qui aurait pu donner du grain à moudre à Umberto Eco.

La rupture que constitue 1492 pour les Juifs en Europe permet également aux Chrétiens d'élaborer une nouvelle interprétation de

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109488](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109488)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la judéité. Elle coïncide en effet avec la redécouverte de l'hébreu par les théologiens chrétiens (au premier plan Pellikan), désireux de revenir au texte originel sans toutefois prêter le flanc à ceux qui les accusent de »rabbiniser«. C'est aussi à Bâle que fleurit »l'ethnographie juive«, généralement produite par des juifs convertis (Margherita, Lombardus), et dénonçant l'existence des polémiques antichrétiennes. La réception des rites et des savoirs juifs, trouvant sa place dans la pensée universaliste de Sebastian Münster, n'est cependant pas marquée par une tolérance à toute épreuve: Münster inclut des éléments de savoir juifs tout en les qualifiant d'inutiles ou de faux; Buxtorf publie des histoires du *Maisebukh* (1602) tout en censurant celles qui seraient jugées les plus blasphématoires.

La comparaison en conclusion – celle d'une femme dont l'on projette la silhouette, avant d'en faire une sculpture; la femme est donc à la fois présente à travers la sculpture, mais celle-ci n'en est qu'une réinterprétation – est juste, et constitue la force, mais aussi les limites de la démonstration, qui jongle littéralement avec des références iconographiques ou textuelles, et où la référence directe au Juif peut être absente pendant plusieurs pages. L'ouvrage en vaut la peine, mais sa lecture n'est pas toujours simple. Berger frappe juste en rappelant que les Juifs, dans un processus analogue à l'orientalisme évoqué par Saïd, ne sont généralement étudiés en histoire qu'en tant qu'objet et que l'étude de leur agentivité reste à faire. Outre l'analyse de différents pans de recherche, outre la combinaison souvent heureuse de catégories documentaires différentes, la contribution de l'auteur est particulièrement bienvenue puisqu'il fournit, notamment pour les années 1490–1520 et singulièrement sur 1492, d'importantes pistes de réflexions sur cette transition entre deux périodes, sur la question centrale de la pensée européenne de l'étranger, à l'intérieur de l'Europe chrétienne ou dans d'autres continents.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Romain Bertrand, Les Grandes Déconvenues. La Renaissance, Sumatra, les frères Parmentier, Paris (Éditions du Seuil) 2024, 384 p. (L'univers historique), ISBN 978-2-02-154531-9, EUR 24,50.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Eric Barré, Caen

Robert Bertrand n'est pas un inconnu pour qui s'intéresse aux grandes découvertes. Dans ce dernier opus, il part du récit du voyage des frères Parmentier vers Sumatra, en 1529, écrit par l'un des marins de l'expédition, Pierre Crignon, pour les suivre pas à pas en plaçant l'expédition dans le contexte de son époque. Pour cela, il commence dans son avant-propos par rappeler que la découverte du manuscrit dans les années 1830 s'inscrit dans la reconstitution progressive d'un nouvel empire colonial. Les deux capitaines dieppois deviennent des légendes glorieuses au service de la France. Cette vision se perpétue mais il convient de l'éclairer dans un contexte plus large en suivant le récit du voyage.

Auparavant, l'auteur rappelle un autre contexte, celui de cette partie de la Normandie. A la fin de la guerre de Cent Ans, la Normandie n'est plus que ruine et misère. Pourtant, en 70 ans, le redressement est stupéfiant. La société change et les principaux et véritables bénéficiaires de la reprise sont les négociants de la vallée de la Seine et du littoral cauchois parmi laquelle figure la famille de Jehan Ango. Romain Bertrand analyse sa montée sociale tout en rappelant que l'armateur des navires des frères Parmentier, le *Sacre* et de *La Pensée* n'est à la base qu'un notable dieppois qui doit sa fortune au mareyage, à la course et à la contrebande vers le Brésil et l'Afrique les Normands voguent à leurs risques et périls. Sa place dans les rares expéditions d'exploration française est minime. Ses relations avec quelques membres de l'entourage royal et occasionnellement avec le roi ne durent qu'en fonction des profits qu'ils peuvent en tirer.

Le second chapitre cherche à déterminer qui est Jean Parmentier. Retrouver des documents mentionnant le chef de l'expédition est une mission périlleuse. Romain Bertrand s'efforce de déterminer son parcours en s'attachant à comprendre le milieu dieppois: la ville, les écoles - le capitaine a un bon niveau d'éducation - le milieu de la pêche aux harengs et ses usages qui permettent de glisser vers les mentalités des marins. Le marin a vraisemblablement acquis son savoir astronomique et nautique par la pratique de la navigation plus que la fréquentation d'une hypothétique école d'hydrographie dieppoise placée sous la direction de l'abbé Descelliers. Reste que Jean Parmentier s'est illustré dans la poésie mariale convenue, il n'est certes pas Clément Marot ou Ronsard, mais a une certaine réputation qui lui permet de compter dans le milieu littéraire normand en remportant à plusieurs reprises les concours de poésies constituant l'un des points d'orgue des «pays» de Dieppe et de Rouen. De fait, Jean Parmentier n'appartient



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

pas au groupe des notables dieppois qu'il fréquente sans autre considération locale que ses capacités.

Le troisième chapitre débute par une comparaison entre la mise en place du monopole portugais sur l'épice et l'organisation de l'empire dans le *Dune* de Frank Herbert. Sauf que le cours des épices s'affaiblit et que le Sacre et la Pensée ne sont pas l'avant-garde d'une remise en cause de l'empire commercial lusitanien, ils partent à le recherchent de l'or dont Sumatra est un grand producteur. L'auteur commence par estimer l'équipage des deux bâtiments et l'organisation des deux navires à leur départ définitif de Dieppe, le 2 avril 1529. Il suit leur parcours et la remise en cause progressive de leurs certitudes où les marins normands découvrent petit à petit des sociétés tout aussi bien organisées que la leur et un commerce maritime qui ne doit rien aux Européens si ce n'est les Portugais.

Leur arrivée à Ticou et la suite de leur commerce montre un état qui cherche à limiter l'interaction entre les commerçants étrangers et la population pour des raisons de stabilité. L'incompréhension du système par les frères Parmentier conduit à l'échec de l'expédition. Les deux capitaines dieppois meurent et le peu de marchandises que les survivants rapportent est loin de couvrir les mises et provoque l'abandon de tentatives ultérieures. Cet échec conduit Romain Bertrand à décrire les diverses mutations qui sont alors en cours sur l'île de Sumatra. L'échec dieppois y apparaît plus certain pour une autre raison: L'Europe et l'Insulinde sont deux mondes en pleine mutation, l'un au nom de l'évangile, l'autre, au nom d'Allah.

Ainsi, le voyage des frères Parmentier sert de ligne de vie à un solide travail de contextualisation qui montre qu'il y avait moins question de Renaissance et d'humanisme, même si Jean Parmentier est féru d'Antiquité, mais d'un événement singulier qui souligne une parenthèse, à peine entrouverte, qui se ferme pour la France qui n'a guère brillé dans les grandes découvertes et dans leur exploitation. Il convient de souligner, en dernier lieu, l'imposant appareil critique parfaitement maîtrisé tout en regrettant l'absence d'un catalogue des sources et d'une bibliographie de synthèse.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109489](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109489)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Albrecht Burkardt, Jean-Pascal Gay (dir.),
L'Inquisition romaine et la France. Juridiction,
doctrine et pluralité des catholicismes européens
à l'«âge tridentin» (XV^e–XIX^e siècle), Roma (École
française de Rome) 2024, 468 p. (Collection de l'École
française de Rome, 611), ISBN 978-2-7283-1595-6, EUR
34,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Georg Modestin, Solothurn

Der vorliegende Band, der auf eine 2018 in Limoges abgehaltene Tagung zurückgeht, behandelt eine auf den ersten Blick paradox anmutende Thematik, nämlich den Einfluss der 1542 durch Paul III. gegründeten Römischen Inquisition auf ein Land, Frankreich, das in der frühen Neuzeit grundsätzlich kein Wirkungsfeld ebendieser Inquisition war. Die gewählte Fragestellung ist nicht ganz neu, sondern hat in den letzten Jahren verschiedentlich zu Publikationen geführt, so zum 2012 erschienenen Band *Tribunal der Barbaren? Deutschland und die Inquisition in der Frühen Neuzeit*, der von Albrecht Burkardt und Gerd Schwerhoff unter Mitwirkung von Dieter R. Bauer zusammengestellt worden ist – Ersterer zeichnet nun, kaum zufällig, auch für die zu besprechende Publikation mitverantwortlich.

In ihrer programmatischen Einleitung (7–39) umreißen die beiden Herausgeber das im Band behandelte Forschungsfeld: Zunächst werden mit dem Comtat Venaissin und dessen Zentrum Avignon, Teilen Flanderns und der Freigrafschaft (Franche-Comté) die Gegenden aufgeführt, die erst im Verlauf der frühen Neuzeit bzw. noch später Frankreich angegliedert wurden und in denen die Inquisition bis zu jenem Zeitpunkt sehr wohl aktiv war. Im Fokus der Publikation stehen aber nicht die – institutionell nicht möglichen – direkten Eingriffe der Inquisition auf französischem Boden, sondern, wie von den Herausgebern formuliert, »osmotische Phänomene« und »Versuche grenzüberschreitender Einflussnahme« (8). Diese beruhten auf dem Selbstverständnis der Kongregation der römischen Inquisition bzw. Kongregation des Heiligen Offiziums sowie deren nachgeborenen Schwester, der Indexkongregation, als »universelle Hüterinnen der Orthodoxie« (9). In dieser Funktion erstreckte sich der Einfluss der beiden Kongregationen in Frankreich über das ganze Ancien Régime hin bis in das 19. Jahrhundert.

Die insgesamt sechzehn Beiträge des Bandes sind in drei chronologischen Blöcken angeordnet, von denen der erste ein langes 17. Jahrhundert abdeckt: Hervé Baudry (43–59) gibt einen Überblick über die Indexliteratur, die zwei Zweige aufwies: einerseits die Verzeichnisse der verbotenen, andererseits diejenigen der »zu säubernden« Bücher, wobei die entsprechenden römischen Indices durch spanische ergänzt



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wurden. Interessanterweise wurden diese Zensurverzeichnisse auch außerhalb ihrer Herkunftsländer nachgedruckt, in einem erheblichen Maße in Frankreich, wobei ein Teil dieser Auflagen für den protestantischen Markt bestimmt war. Es ist davon auszugehen, dass die Verzeichnisse in einem protestantischen Umfeld für bibliografische, propagandistische und kontroverstheologische Zwecke »entfremdet« wurden.

In der frühen Neuzeit gehörte es für junge Adelige zum guten Ton, eine Bildungsreise unternommen zu haben, mit Vorliebe nach Deutschland und Italien. Gerade letztere Destination konnte sich als delikat erweisen, da die Inquisition darauf bedacht war, die »Infiltration lutherischer Ideen« zu unterbinden. Der Mitherausgeber Albrecht Burkardt (61–103) präsentiert die Geschichte des jungen Aloyse Grossetiere aus der Region Poitou, der im März 1595 in Rom in die Fänge der Glaubensrichter geriet. Er war von seinem spanischen Sprachlehrer denunziert worden, wobei der Verfasser nach eingehender Prüfung zum Schluss kommt, dass es unsicher ist, ob Grossetiere tatsächlich ein heimlicher Anhänger protestantischer Ideen war. Vielmehr scheint es, dass er eine »kühne Form gallikanischer Überzeugungen« (73) vertrat und damit anstieß. In seiner ausnehmend dichten Fallstudie zieht Burkardt eine Reihe feiner Fäden, die – vom Einzelfall ausgehend – in die »große« Geschichte reichen, indem er Grossetieres Erfahrungen mit der Inquisition im Lichte der durch das Königtum Heinrichs IV. belasteten französisch-römischen Beziehungen sowie des damaligen französisch-spanischen Gegensatzes analysiert.

Französische Romreisende konnten seit dem späten 16. Jahrhundert auf eine einschlägige Reiseführer- bzw. Reiseerzählungsliteratur zurückgreifen, die von François Brizay (105–123) mit Blick auf die Behandlung der Römischen Inquisition exemplarisch betrachtet wird. Er hält dabei fest, dass in einer ersten, bis ins späte 17. Jahrhundert reichenden Phase der Akzent auf den Zwangscharakter der Institution und die von ihr ausgesprochenen Strafen gelegt wird, während die Schriften im darauffolgenden Jahrhundert im Zuge einer gewissen »Banalisierung« der Inquisition (107) eher deren Funktionieren thematisieren. Um die Frage der literarischen Darstellung der Inquisition geht es auch im Beitrag von Jean-François Morin (125–139) zu der 1693 in Rotterdam unter einem Pseudonym erschienenen *Histoire des tromperies des prestres et moines de l'Église romaine*, als deren Autor der ehemalige französische Weltpriester Gabriel d'Emiliane identifiziert worden ist und die eine scharfe Abrechnung mit der katholischen Kirche und der Inquisition darstellt.

Dass bei aller Kritik die Inquisition auch als Angebot verstanden werden konnte, dessen sich die Zeitgenossen zur Durchsetzung ihrer Anliegen zu bedienen suchten, ruft Albrecht Burkardt (141–162) in seinem zweiten Beitrag in Erinnerung, in welchem er den Fall eines skandalösen Priesters aus dem Erzbistum Besançon aufrollt, der vom Offizialat seiner Heimdiözese verurteilt und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

suspendiert worden war und der sich im Dezember 1689 mit einem Revisionsgesuch an das Heilige Officium in Rom wandte.

Der zweite Block des Bandes erstreckt sich chronologisch vom 17. Jahrhundert bis zur Aufklärung. Die Grundthematik, die in diesem Zeitraum das Verhältnis zwischen Rom und Frankreich prägte, ist der Jansenismus, eine innerkatholische Reformbewegung, die u. a. die Bedeutung der göttlichen Gnade für die Erlösung des Menschen unterstrich und die jesuitische Betonung der menschlichen Willensfreiheit kritisierte. Kirchenpolitisch standen die Sympathisanten des Jansenismus, der ab 1642 vom Papsttum als häretisch gebrandmarkt wurde, den päpstlichen Machtansprüchen distanziert gegenüber. Der Verdacht auf Jansenismus bildet denn auch das »Grundrauschen« für einen vom Mitherausgeber Jean-Pascal Gay (165–192) rekonstruierten Konflikt in den Jahren 1697–1701, bei dem sich Pierre-Jean-François Percin de Montgaillard, Bischof der 1790 aufgehobenen südfranzösischen Diözese Saint-Pons-de-Thomières, und die örtlichen Franziskaner-Rekollektanten entgegenstanden. Auslöser der Auseinandersetzung war eine Visitation, die der mit dem Jansenismus in Verbindung gebrachte Montgaillard im Konvent der Franziskaner-Rekollektanten plante, gegen die sich die Brüder aber heftig zur Wehr setzten.

Die »Echos« des vor allem in Frankreich und in den Habsburgischen Niederlanden verbreiteten Jansenismus sind auch in der Korrespondenz des Heiligen Offiziums zur Buchzensur vernehmbar, da der Verkehr mit Frankreich und dem heutigen Belgien im 17. Jahrhundert – so Bruno Boute (193–223) – rund drei Viertel der ultramontanen Korrespondenz in dieser Angelegenheit ausmachte. Der Verfasser befasst sich insbesondere mit dem 1661 in Gent ausgebrochenen Konflikt zwischen den lokalen Jesuiten, denen zufolge die Angst vor einer Bestrafung eine genügende Voraussetzung für die Absolution war, und dem Genter Pfarrklerus, der auf der inneren Zerknirschung (»contrition«) des Fehlbaren bestand und in der Folge des Jansenismus bezichtigt wurde.

Eine besonders spektakuläre Episode spätjansenistischer »Nachwehen« ist die in Paris in den 1730er-Jahren ausgebrochene »Konvulsionären«-Episode, die im Nachgang zur 1713 wiederholt erfolgten Verurteilung des Jansenismus zu sehen ist. Auslöser der von Paolo Fontana (225–241) thematisierten Ereignisse waren Wunderheilungen und Konvulsionen an dem in der Pariser Pfarrei Saint-Médard gelegenen Grab des 1727 im Ruch der Heiligkeit (zumindest für jansenistische Anhänger) verstorbenen Diakons François de Pâris.

Der letzte Beitrag, in dem der Jansenismus von Bedeutung ist, stammt von Emmanuel Lacam (243–260) und befasst sich mit der Situation im ehemaligen Erzbistum Utrecht. Die niederländischen Katholiken übten ihren Glauben seit der Reformation und dem Bruch mit Spanien im Jahr 1579 sehr diskret, von der Öffentlichkeit abgeschirmt, aus und feierten ihre Messen in Privathäusern – wobei ihre Existenz an sich ein offenes Geheimnis war. Die vom

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109490](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109490)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

niederländischen Klerus gegenüber dem Jansenismus entwickelten Sympathien störten indes das Verhältnis zu Rom, umso mehr als die Niederlande in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Zufluchtsort für verfolgte französische Jansenisten dienten. Der Bruch der niederländischen Katholiken mit Rom erfolgte in mehreren Etappen seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, wobei die kalvinistische Obrigkeit die Spannungen innerhalb des niederländischen Katholizismus mit Wohlgefallen verfolgte.

Während im Verlauf des 18. Jahrhunderts der Jansenismus in Frankreich weitgehend marginalisiert wurde, bildete sich mit der Aufklärung ein anderes Konfliktfeld heraus, was das Verhältnis mit Rom betraf. In diesem Zusammenhang thematisiert Laurence Macé (261–277) die Rolle der päpstlichen Nuntien in Frankreich als »Relaisstation« für die Kongregationen des Index und des Heiligen Offiziums bei der Verurteilung der Aufklärung.

Der zweite Block schließt mit einer pikanten Affäre, welche die 1592 von César de Bus begründete Kongregation der Priester der christlichen Lehre (Congrégation des pères de la doctrine chrétienne) betraf, einen Priesterorden, der sich der christlichen Unterweisung von Erwachsenen und Kindern verschrieben hatte. Der Gründer verstarb 1607 in Avignon, worauf acht Jahre später das Verfahren zu seiner Heiligsprechung eröffnet wurde. Das Verfahren zog sich hin, bis es 1687 zu einem Stillstand kam. Um das Hindernis auf dem Weg zur Kanonisierung de Bus' aus dem Weg zu räumen, kam der Generalprokurator der Kongregation im Rom 1696 auf die Idee, die zwischen 1615 und 1620 aufgenommenen Akten des Kanonisierungsprozesses in einem entscheidenden Punkt umschreiben bzw. fälschen zu lassen. Die fromme Mystifikation, die von Christian Renoux (279–312) aufgerollt wird, wurde aufgedeckt, was aber für deren »Mastermind« keine weiteren Folgen zu zeitigen schien. Bei der Wiederaufnahme des Kanonisierungsverfahrens zur Mitte des 18. Jahrhunderts war die Fälschung kein Thema mehr, doch sollte César de Bus bis 1975 auf seine Selig- und bis 2022 auf seine Heiligsprechung warten.

Der abschließende dritte Block des Bandes ist der »nachrevolutionären Wende« zugeordnet: Nach der revolutionären Zäsur begann die Wiederherstellung der Inquisition zeitgleich mit der einsetzenden Restauration, ja sie ging der Rückkehr Pius' VII. nach Rom im Mai 1814 sogar voraus, wie David Armando (315–344) unterstreicht. Nach dem Jansenismus und der Aufklärung wurden nun die durch die Restauration angefachten liberalen Ideen zur Hauptzielscheibe der Heiligen Offiziums. Eine weitere Zielscheibe der Inquisition war der französische Frühsozialismus, wie Philippe Boutry (345–394) am Fallbeispiel der 1834 erschienenen und zwei Jahre später auf den Index gesetzten Schrift *Parole de Providence* der Fourier-Anhängerin Clarisse Vigoureux (1789–1865) zeigt. Dasselbe Schicksal erlitt 1852 die *Theologia dogmatica et moralis* des Priesters Louis Bailly (1730–1808). Wie Sylvio Hermann de Franceschi (395–414) schreibt, handelte es sich bei der Indizierung um einen Anachronismus (395), da die gallikanisch geprägte

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109490](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109490)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Theologia dogmatica bereits 1789 erstmals erschienen war und in der französischen Priesterausbildung eine anhaltende Rezeption erfahren hatte.

Daniel-Odon Hurel (415–435) vertieft sich in die Rezeptionsgeschichte der »Cité mystique« der spanischen Ordensfrau und Mystikerin Marie d'Agreda (1602–1665) – ein Werk, das nach dem Tod der Urheberin für anhaltende Diskussionen bezüglich seiner Rechtgläubigkeit sorgen sollte. Abschließend präsentiert Luca Sandoni (437–453) den Fall der *Principes de 89 et la doctrine catholique*, in denen der Verfasser, der Geistliche Léon-Nicolas Godard, Professor für Kirchengeschichte am Großen Seminars von Langres, eine Versöhnung der revolutionären Prinzipien des Jahres 1789 mit dem Katholizismus anstrebte. Das 1861 erschienene Werk erregte Aufsehen und wurde von konservativen katholischen Kreisen in Rom denunziert. In der Folge wurden dem Verfasser umfangreiche »Korrekturen« aufgetragen, die eher an eine Neufassung denken lassen und das ursprüngliche Anliegen Godards arg verfälschten.

Die Beiträge in dem von Albrecht Burkardt und Jean-Pascal Gay herausgegebenen Werk ergeben ein facettenreiches Bild der französisch-römischen Beziehungen zwischen dem ausgehenden 16. Jahrhundert und der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und komplettieren das Wissen um die Hebel, über welche die römische Inquisition in »inquisitionslosen« Gebieten verfügte. Aus den einzelnen Beiträgen wird zudem deutlich, dass die »Hauptfronten« zwischen liberaleren und konservativen Strömungen innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs verliefen, wobei Letztere auf ein offenes Ohr in Rom zählen konnten.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2025.1.109490](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109490)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Joachim Eibach, *Fragile Families. Marriage and Domestic Life in the Age of Bourgeois Modernity (1750–1900)*, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2023, 293 p., 7 fig., 16 col. fig., 1 tab., ISBN 978-3-11-108170-0, DOI [10.1515/9783111081700](https://doi.org/10.1515/9783111081700), EUR 79,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Stephanie Rieder-Zagkla, Wien

Mit seiner Monografie *Fragile Families* setzt sich Joachim Eibach kein geringeres Ziel als: »to reconstruct the history of the home and the family in the era of middle-class modernity« (12). Seine Forschungsfragen und sein Erkenntnisinteresse sind dementsprechend umfangreich. Er interessiert sich für Praktiken der Eheanbahnung, die Beziehungen zwischen den Eheleuten und anderen Familienmitgliedern sowie für »the genesis of separate spheres for men and women, and modern gender roles« (54) zwischen 1750 und 1900.

Eibach behandelt diese Fragen anhand von Egodokumenten von sieben Ehepaaren und einem Gesellen auf Wanderschaft, denen er jeweils ein Kapitel widmet. Dabei überschreitet der Autor nicht nur geografische Räume und mitunter auch Sprachgrenzen, wie am Beispiel der in deutscher und französischer Sprache schreibenden Angehörigen des Berner Patriziats, Henriette Stettler-Herport, sondern bezieht Quellen von Personen verschiedenen Geschlechts und unterschiedlicher sozialer Herkunft mit ein. Allen Protagonisten und Protagonistinnen des Buches ist wiederum ihre Literalität gemein: Selbst der als Vertreter des Schweizer Bauernstandes angekündigte Ulrich Bräker war keineswegs ein typischer Wattwiler Bauer, sondern – wie Eibach selbst anklingen lässt – ein »literary peasant« und ein »unusual, perhaps even [...] sensational case« (23). In seinen Schriften (darunter Bräkers Lebensgeschichte, die noch zu dessen Lebzeiten in den 1780er-Jahren publiziert wurde) finden sich unter anderem Verweise auf Shakespeare und Miguel de Cervantes. Schließlich kümmerte sich Bräker noch in anderer Hinsicht um das Bild, das die Nachwelt von ihm erhalten würde. So findet sich in Eibachs Monografie ein (leider undatiertes) Gemälde von Bräker und seiner Gattin Salome Ambühl und eine Zeichnung von deren Haus. Hochqualitative Farbfotografien wie diese machen übrigens auch den optischen Reiz des Buches aus.

Die Differenzierung zwischen den einzelnen Egodokumenten (insbesondere Autobiografien, veröffentlichte und ungedruckte Tagebücher sowie Briefe) ist zwar in Eibachs Monografie durchaus vorhanden, kommt jedoch vereinzelt ein wenig zu kurz. Dies wird insbesondere in jenem Kapitel deutlich, in dem Eibach nach einer langen Reihe von analysierten Tagebucheinträgen den Fokus auf die im Jahr 1909 veröffentlichte Autobiografie Adelheid



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Popps legt, aus welcher er Popp's Kindheits- und Jugendjahre in ihrer Herkunftsfamilie zu rekonstruieren sucht und quasi als Hintergrundfolie Friedrich Engels »Die Lage der arbeitenden Klasse in England« aus dem Jahr 1845 miteinbezieht. Diese und andere kleine Schwächen des Buches, wie beispielsweise die Angabe, dass in Österreich auch in den späten 1870er- und 1880er-Jahren noch kirchliche Ehegerichte zur Jurisdiktion bei Trennungen von Tisch und Bett zuständig waren,¹ seien Eibach jedoch verziehen. Sie werden vielmehr durch die ansonsten ausgesprochen gute und schlüssige Analyse des Autors kompensiert.

Eibach's Monografie ist zuletzt nicht nur ein Werk über die titelgebenden »Fragile Families«, sondern handelt mitunter auch von den Modi der Bewältigung familiärer bzw. ehelicher Krisen. Dies wird auch anhand der vom Autor als Überschrift seiner Schlussfolgerung aufgeworfenen Frage »The Family: Decline or Resilience?« deutlich. Eibach veranschaulicht die Resilienz der von ihm untersuchten Familien im Kontext verschiedenlicher krisenhafter Ereignisse an unterschiedlichen Stellen seines Buches. So erläutert er beispielsweise, wie die Eheleute Beneke zwischen 1805 und 1816 unter anderem die kriegsbedingte Flucht und zeitweise Trennung der Familienmitglieder sowie die (nicht zweifelsfrei sexuellen) Kontakte der Ehepartnerin zu einem anderen Mann bewältigten, und legt dar, wie das Ehepaar Baumgartner ab den 1870er-Jahren (unter der bezeichnenden Unterüberschrift *Logbook of a Married Couple in Crisis*, 162) einen finanziellen und gesellschaftlichen Abstieg erlebte, von welchem es sich nur langsam, und unter Mithilfe ihrer jeweiligen Herkunftsfamilien erholte. Mehr oder weniger starke Bindungen zu den Herkunftsfamilien lassen sich in fast allen Erzählungen beobachten. Diese reichten von der Zurverfügungstellung von ökonomischem (wie im Falle von Barbara Baumgartner) oder kulturellem Kapital (so am Beispiel der Malerin Paula Becker) bis hin zu emotionaler Unterstützung. Eibach verdeutlicht damit auch, welche Rolle die Eltern der Eheleute sowie mitunter auch deren Geschwister im familiären Leben spielten. Ebenso eröffnen die Egodokumente Einblicke in individuelle Krisen im Leben der Ehepartner und Ehepartnerinnen, beispielsweise, wenn Henriette Stettler-Herport zwischen 1771 und 1789 in ihrem Tagebuch die eigene innere Zerrissenheit zwischen der Erfüllung repräsentativer Verpflichtungen einerseits sowie ihrem Bedürfnis nach Ruhe und dem Wunsch nach mehr Zeit für häusliche Tätigkeiten andererseits adressiert.

¹ Siehe hierzu ausführlich: Herbert Kalb, Das Eherecht in der Republik Österreich 1918–1978, in: Beiträge zur österreichischen Rechtsgeschichte 2 (2012), 27–43, hier 29. Und vgl. auch Andrea Griesebner, Isabella Planer, Birgit Dober, Einverständnis versus uneinverständnis. Scheidungsoptionen katholischer Ehepaare 1783–1868, in: Oliver Kühschelm, Elisabeth Loinig (Hg.), Niederösterreich im 19. Jahrhundert, Bd. 2, St. Pölten 2021, 251–282, hier 278.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eibachs mikrohistorischer Ansatz ermöglicht es schließlich, weit über den Tellerrand der vermeintlichen Krisenerzählungen hinauszublicken: Der Autor verweist anhand mehrerer Beispiele auf die »multifunctionality of the domestic sphere« (91), zu der auch die (quasi im *home office*, 91) betriebene Berufsausübung mancher Ehemänner, wie des Anwalts Ferdinand Beneke oder des Pastors Abraham Bruckner, sowie mancher Frauen, wie Adelheid Popp als Wolle und Tuch häkelnde Jugendliche, gehörten. Ebenso spricht der Autor von einer »multifaceted visiting culture« (149), an der Frauen wie Männer teilhatten und die sich im Untersuchungszeitraum vor allem dort beobachten lässt, wo die räumlichen und finanziellen Möglichkeiten hierzu vorhanden waren. Eine solche »visiting culture«, die Eibach unter anderem von einer »actual openness of home and family« (262) sprechen lässt, stünde, so der Autor, im Kontrast zum »conventional view of the bourgeois era as the prototypical era of privacy« (149). Eibach spricht schlussfolgernd sogar von einer »distinct epoch of family history«, welche er in seinem Untersuchungszeitraum verortet, nämlich »the era of open domesticity« (263).

Die um 1900 angesiedelte und in der Sekundärliteratur oftmals aufgegriffene »Krise der Ehe«² bildet dementsprechend nicht den Mittelpunkt von Eibachs Erzählung. Der Titel *Fragile Families* hätte daher durchaus, wie auch in der Überschrift des ersten Kapitels, um ein Fragezeichen ergänzt werden können. In seinen Darstellungen gelingt es Eibach, den Lesern und Leserinnen – um ein Zitat desselben aufzugreifen – ein »multifaceted spectrum« des häuslichen Lebens zwischen 1750 und 1900 zu bieten. All diese genannten Aspekte machen Joachim Eibachs Monografie zu einer ausgesprochen gelungenen und lesenswerten Studie, die künftig gewiss einen zentralen Platz unter den Werken zur Analyse ehelicher und familiärer Beziehungen in der Zeit der »bürgerlichen Moderne« innehaben wird.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Vgl. u. a. Caroline Arni, *Entzweigungen. Die Krise der Ehe um 1900*, Köln/Weimar/Wien 2004, sowie Christa Putz, *Verordnete Lust*, Bielefeld 2011, 123–153.

**Catherine Feik, Apokalyptische Gegenwart.
Endzeitdenken reformatorischer Bewegungen
zwischen Exegese, Kirchenkritik und Vision,
Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2023,
288 S., 12 Abb. (Cultural History of Apocalyptic
Thought/Kulturgeschichte der Apokalypse, 5), ISBN
978-3-1107-9398-7, EUR 79,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Kaufmann, Göttingen

Die anzuzeigende Studie, in die eine Wiener Diplom- und Doktorarbeit eingegangen sind, beansprucht, die innere Vielfalt der sich explosiv entfaltenden apokalyptischen Deutungen der frühen Reformation quasi kaleidoskopartig darzustellen. In den ersten drei Kapiteln folgt der Aufbau einer gewissen chronologischen Logik (1: frühe Reformation, bes. Martin Luther, Thomas Müntzer, Melchior Hoffman; 2: Osmanische Herausforderung; 3: Welt- und Zeitkonzepte, bes. Rothmann und das Münsteraner Täuferreich). Das vierte Schlusskapitel traktiert in systematisierender Perspektive Methoden von Offenbarung und Konzepte ihrer Vermittlung.

Einleitend konstatiert die Verfasserin, dass die Apokalyptiker in aller Regel über einen epistemologischen Elitarismus verfügten, der es ihnen erlaubte, die eigene heilsgeschichtliche Position, aber auch die der Gegner, zu identifizieren. Die Opposition von exklusiv schriftbezogener Zukunfts- und Geschichtsschau und »schwärmerischer« Inanspruchnahme weiterer Offenbarungsquellen dient Feik zur Strukturierung des Untersuchungsfeldes. Die Inanspruchnahme Foucaults für die Analyse von Bedeutung, Normen und Machtmomenten des apokalyptischen Diskurses erweist sich im weiteren Duktus der Arbeit als irrelevant. Kriterien der Quellenauswahl des ziemlich »deutsch« verengten Reichs (bis 1545, warum?) bleiben – ungeachtet der an sich sinnvollen Fokussierung auf exegetische Texte – unklar. Stimmen aus dem seit der Mitte der 1520er-Jahre formierenden reformierten Lager fehlen völlig. Die Forschungsanalyse ist in Bezug auf die Proportionen unausgewogen, die Ausführungen zu Münster dominieren unangemessen stark. Die insbesondere für die Dissoziationsprozesse der sächsischen Reformation zentralen Forschungsarbeiten Bubenheimers, aber auch Joestels und Krentz', werden nicht rezipiert. Auch in Bezug auf das frühe apokalyptische Täuferium fehlen wichtige Protagonisten. Apokalyptische Intensitätsschübe im Zusammenhang der Publizistik des Bauernkriegs sind Feik gleichfalls unbekannt. Anlage, Methodik und Quellenauswahl der Studie überzeugen nicht.

Kap. 1 rückt zu Recht Luther und Wittenberg ins Zentrum; die Erkenntnis, dass der Papst der Antichrist sei, wurde seit



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

1519/20 zum Dreh- und Angelpunkt des geschichtstheologischen Denkens. Freilich wäre in Bezug auf die Kriteriologie der Antichristprädikation bei Luther eine präzise mikrokontextuelle Analyse des zweiten Drittels des Jahres 1520 ergiebiger gewesen. Die kursorische Behandlung – meist Paraphrase – einzelner Texte bleibt oberflächlich; dass die Verfasserin die Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« in diesem Zusammenhang übergeht, ist inakzeptabel. In Bezug auf das »Schriftprinzip« postuliert Feik eine »Reinheit«, die es für Luther nie gab, denn gänzlich auf die Allegorese verzichten konnte und wollte er nie. Eine längere Forschungsreminiszenz an das Konzept der »reformatorischen Öffentlichkeit« wirkt deplatziert und anachronistisch. Die Ausführungen zum »Passional Christi und Antichristi« und zum Bilderzyklus zur Apokalypse im NT von 1522 bleiben hinter dem Feik nicht bekannten Diskussionsstand zurück. Ausgehend von dem v. a. von Andreas Osiander verfassten Nürnberger Ratschlag arbeitet Feik freilich zutreffend heraus, dass die Antichristologie und das Verständnis der Weltgeschichte bei den Lutheranern im Wesentlichen am Danielbuch (Vier-Monarchien-Lehre; Petrusamt nach 2 Thess 2 als Antichrist; kleines Horn aus Dan 7 seit den späten 1520er-Jahren auf das Osmanische Reich bezogen) orientiert war. Die Entwicklung von Luthers Verhältnis zur Johannesapokalypse v. a. anhand der einschlägigen Vorreden darzulegen, ist wenig originell; überhaupt erfährt der halbwegs Kundige aus der Darstellung nichts Neues. Die Ausführungen zum frühen Thomas Müntzer ergeben in Bezug auf seine apokalyptische »Erweckung«, die Feik nicht aufgefallen zu sein scheint, jedenfalls im »Prager Sendbrief« vital ist, nichts. Die Hinweise zu Hoffman kulminieren in seinem Kommentar zu Dan 12 (1526) und der Inanspruchnahme, Offenbarungsträger zu sein. Neues zu Hoffman erfährt man gleichfalls nicht. Entscheidend wurde für ihn die Datierung des Endes auf 1533; sie ging mit der spirituellen Formierung einer Elite der Auserwählten aus dem Laienstand einher.

Kap. 2 rekapituliert Luthers historischem Wandel unterworfenen Haltung gegenüber den Osmanen, wobei zunächst seine politiktheoretischen Konzepte (Drei-Stände und Zwei-Reiche-/Regimente – Lehre) im Vordergrund stehen; Dan 7, Ez 38-39. und Apk 20,7-10 waren die entscheidenden Bibelstellen. Dan 7 gewährleistete die Einordnung der Gegenwart wegen der Deutung des kleinen Horns auf die Türken, der auch Melanchthon, Jonas und Brenz im Wesentlichen verpflichtet blieben. Die Bedeutung der syrischen (Ps.)-Methodius-Apokalypse auch für die Tradierung der Alexanderlegende und die Überlieferung von den »roten Juden« wird von Feik zutreffend benannt; deren Rolle bei der apokalyptisch konnotierten Vitalisierung des Judendiskurses um 1523/1524 ist ihr hingegen unbekannt. Wenig konturenscharf bleibt die Wittenberger Wahrnehmung der Türken auch deshalb, weil die Verfasserin den ethnografischen Motivstrang (insbes. Georg von Ungarn) nicht einbezieht.

Kap. 3 stellt zunächst anhand der von Melanchthon bearbeiteten Chronik Carions dar, dass biblische Welt- und Heilsgeschichte in



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Wittenberger Tradition eng verknüpft waren, nach der Vier-Monarchien-Lehre strukturiert wurden, geschichtliches Wissen aufgewertet und für politische Herrschaft genutzt werden sollte. Aufschlussreich sind die Berechnungen Stifels, Hoffmans (beide 1533) und Osianders (spätes 17. Jh.), die erhebliche Dissonanzen in der Auslegung zentraler biblischer Texte hervortreten lassen und die Breite des Deutungsspektrums im reformatorischen Lager erkennen lassen. Doch für wen ist das eigentlich überraschend?

In dem bes. ausführlichen und hinsichtlich der Kenntnis des Forschungsstandes im Ganzen kundigen Abschnitt über das »Münsteraner Täuferreich« setzt Feik m. E. zu selbstverständlich voraus, dass in der westfälischen Metropole v. a. Vorstellungen Hoffmans zur Wirkung gelangten (184 u. ö.). Signifikante Differenzen zwischen Münster und Hoffman (Aussetzung der Taufe; Terminierung des Endes; Straßburg als »neues Jerusalem«; 1000 Jahre aus Apk 20 nicht prämillenaristisch, sondern historisch gedeutet; Absenz der Restitutionskategorie etc.) könnten Anlass geben, die Verbindung weniger eng zu sehen. Rothmanns Entwicklung und den Gang der Reformation in Münster zeichnet Feik gemäß der einschlägigen Literatur (Kirchhoff, Klötzer, Laubach, Lutterbach, Kuratsuka, Peters) nach; eigene neue Erkenntnisse oder doch wenigstens eine Fokussierung auf die apokalyptische Thematik findet sich über weite Strecken der Darstellung nicht. Dass Rothmann die Aussage, dass die eigene Gegenwart die letzte Zeit ist, exegetisch aufwändig darlegt, arbeitet Feik allerdings recht gründlich heraus. Zur Inszenierung Münsters als »neues Jerusalem« scheint Rothmann nichts beigetragen zu haben.

Kap. 4 rückt die Opposition Luthers gegen die Schwärmer, die von Feik – ohne weiteren Erkenntnisgewinn! – mit der von Derrida aufgenommenen Kritik Kants an mystagogischer Schwärmerei in der Philosophie seiner Zeit analogisiert wird, ins Zentrum. Gewiss – »Schwärmerei« ist mit epistemologischen Überbietungs- und Überwältigungsgesten verbunden. Doch wann, unter welchen Bedingungen, in welchen Konstellationen, mit welchen Strategien sie zum Tragen kamen und diverse »Methoden« – klare Schrift allein; Zeichen und Wunder wie etwa Monstra; Endzeitberechnungen; spiritualistische Geistesgegenwart; Prophetie; apokalyptische Inszenierungen – aufgriffen und kombinierten –, all das interessiert Feik nicht weiter. Ihr Anliegen beschränkt sich offenbar darauf, die Vielfalt der reformatorischen Umgangsweisen mit der Endzeit vorzuführen. Von den kontextuellen Rahmenbedingungen des apokalyptischen Diskurses, der sich vor, während und nach dem Bauernkrieg erheblich verschob, sieht diese sich selbst als »kulturgeschichtlich« bezeichnende Studie völlig ab.

In »handwerklicher« Hinsicht ist manches im Argen: Die Verfasserin macht keinerlei Gebrauch vom VD 16, dem wichtigsten bibliografischen Referenzwerk zum deutschen Sprachgebiet im 16. Jahrhundert. Fragen nach der Verbreitung (quantitativ; geografisch; in Übersetzungen etc.) der von ihr behandelten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Texte und Holzschnitte spielen keine Rolle; präzise historische Kontextualisierungen einzelner Quellen unterbleiben. Zu einigen Schriften vorhandene kritische Editionen (etwa zu Stifel, Brenz) kennt und benutzt sie nicht. Einzelne Fehltritte – z. B. Daniel sei Luthers »Lieblingsprophet« (4; 29); das »Patmos« für Luthers Wartburgaufenthalt (17) sei wichtig (faktisch war es zeitgenössisch annähernd unbekannt!); Foucaults von Unkenntnis getriebene Generalperspektive auf die Reformation sei quasi kanonisch (22); Luthers *Warum des Papst ... Bücher ... verbrannt* fordere zu Bücherverbrennungen andernorts auf (30); die Responsio gegen Catharinus habe als zweiter Teil von *De captivitate Babylonica* zu gelten (38); Bugenhagen heiße »Andreas« (64); Melanchthon habe Müntzer 1517 in Wittenberg getroffen (70); Münster sei nur bis Mitte des 15. Jahrhunderts Mitglied der Hanse gewesen (146) – oder fragwürdige Begriffsentscheidungen (»Polygynie« [ab 177] in Münster statt des sachgerechten, traditionellen Terminus »Polygamie«) illustrieren, wie es um Teile der gegenwärtigen allgemeinhistorischen deutschsprachigen Reformationsgeschichtsforschung steht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Indravati Félicité, Le Saint-Empire face au monde.
Contestations et redéfinitions de l'impérialité, XV^e–
XIX^e siècle, Paris (CNRS Éditions) 2024, 456 p., ISBN
978-2-271-14631-1, EUR 27,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Florian Pfeiffer, Heidelberg

Aus der Geschichte des deutschen Nationalbewusstseins und der Entstehung von Nationalstaat und Imperialismus im 19. Jahrhundert ist der enge Zusammenhang zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmungen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Dynamiken bekannt. Doch wie gestaltete sich der Zusammenhang zuvor im Rahmen der globalen, auch kolonialen Verflechtung und »imperialen« Konstruktion des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation? Dieser Frage geht Indravati Félicité in der Monografie »Le Saint-Empire face au monde« nach. Während »frühneuzeitliche Imperien« und »europäische Expansion« vorwiegend am Beispiel anderer Mächte¹ oder aus europäischer Perspektive untersucht, dabei mitunter nach Maßstäben von »Erfolg« und »Scheitern« betrachtet werden,² wählt Félicité eine Kombination aus ideen-, diskurs- und kulturgeschichtlichen, teils auch verfassungs-, wirtschafts- und diplomatiegeschichtlichen Perspektiven auf die Bezüge des Alten Reichs »zur Welt« in der gesamten Frühen Neuzeit.

Die Darstellung gründet auf der Verbindung eines variablen Welt(en)begriffs³ mit dem Schlüsselbegriff des Imperiums, einschließlich seiner diversen semantischen Schichten und seiner besonders im französischen Adjektiv *impérial* bestehenden Mehrdeutigkeit (kaiserlich, das Alte Reich betreffend, ein Imperium betreffend; 17, 28). Hervorzuheben ist der programmatische Anspruch, Räume, Forschungsthemen und Erkenntnisse (33) der politischen Geschichte des Alten Reichs stärker zu verknüpfen.

Der Hauptteil gliedert sich in drei Teile zu jeweils drei Kapiteln, welche grob chronologisch vorgehend drei Leitgedanken behandeln: Kenntnis und Auffassung der Welt, Begegnung und Positionierung zum Äußeren und Einbindung des Reichs in globale Entwicklungen (29). Der erste Teil widmet sich ausgehend vom

¹ Zu England in Ansatz, Fragestellung und Struktur ähnlich, aber über einen Zeitraum von 40 Jahren: Gabriel Glickman, *Making the Imperial Nation. Colonization, Politics, and English Identity, 1660–1700*, New Haven/London 2023.

² Simon Karstens, *Gescheiterte Kolonien – Erträumte Imperien. Eine andere Geschichte der europäischen Expansion, 1492–1615*, Wien/Köln/Weimar 2021.

³ Ähnlich im Deutschen etwa bei: Reinhard Wendt, *Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500*, Paderborn 2015, 397: »Europa rückte seit 1500 enger an die Welt jenseits seiner Grenzen heran«.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

berühmten Appel Enea Silvio Piccolominis aus dem Jahr 1454 zur Vereinigung im Kampf gegen die Osmanen den Verbindungen zwischen »refondation impériale« (Reichsreform und Reformation) und Umbruch im »Orient«. Hier äußert sich das dynamische imperiale Verständnis, das das Heilige Römische Reich deutscher Nation der Neuzeit als System auffasst, das fortlaufend aus dem Zusammenwirken seiner Subsysteme gebildet und erneuert werde (14). Die »Türkenrede« wird als Ausgangspunkt eines imperialen geopolitischen Diskurses interpretiert, der von deutschsprachigen Gelehrtenzirkeln, Publikationen und Händlern fortgeführt werde und in Reichstagsdebatten aus der Zeit der Reformation und des Reichsregiments sowie einer Omnipräsenz des Orientbegriffs (59) seinen Niederschlag finde. Detailliert wird die Entwicklung des Persienbildes als Teil einer Geopolitik des Orients beschrieben, in der die Perspektive des gemeinsamen Kampfes gegen die Osmanen von entscheidendem Interesse war und zu diplomatischen Kontakten in den 1520er-Jahren führte. Kaisernahe Verleger wie Wolfgang Stöckel und Humanisten wie Konrad Peutinger verbreiteten ein Bild der Welt, das zur Stärkung des Universalanspruchs unter Maximilian I. herangezogen wurde. Dabei prägten die kosmografischen Publikationen Sebastian Francks und Sebastian Münsters mitunter bis ins 17. Jahrhundert das Bild dieser Welt. Ab 1600 wird eine diplomatische Beschleunigung und transimperiale Beziehung zu Persien festgestellt, die am Beispiel der Reise des persischen Gesandten Husein Ali Beg und des Engländers Anthony Sherley von Emden über Kassel nach Prag zu Kaiser Rudolf II. und der folgenden Gegengesandtschaft beschrieben wird. Der 1608 gedruckte Bericht der kaiserlichen Gesandtschaft (*Iter Persicum*) wird als Brücke von den humanistischen Persienschriften, die noch von antikem Wissen geprägt waren, zu einem neuen Persienbild dargestellt. Dieses erweitert sich mitten im Dreißigjährigen Krieg durch die »Subdiplomatie« Friedrichs III. von Schleswig-Holstein-Gottorf in Form einer Gesandtschaft, deren Berichte nicht nur den transimperialen Verbindungsweg vom Mittelmeer auf die Route über das Moskowiterreich verlagern, sondern auch das Persienbild durch kulturelle und literarische Rezeption (z. B. Übersetzung des *Rosengartens* [*Golestan*]) erneuern. Die Persiendiplomatie Gottorfs wird unter den »nouveaux lieux de cristallisation de la politique impériale germanique« eingeordnet, aber auch als punktuelle Erfahrung von Fürsten auf der Suche nach Referenzpunkten, nach politisch effizienteren und moralischen Vorbildern für die materielle, politische und moralische Rekonstruktion des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation nach dem Dreißigjährigen Krieg. Diese Schlussfolgerung wird allerdings – abgesehen vom Verweis auf die Suche der Lutheraner nach christlichen Idealbildern unter der mythischen Herrschaft des Priesterkönigs Johannes in Äthiopien – nicht weiter vertieft (160).

Der zweite Teil wendet sich der Charakterisierung und Kontextualisierung des Alten Reichs als Imperium zu und greift Forschungserkenntnisse zu Grenz- und Kontakträumen von Imperien auf, bevor der Norden des Reichs und die Hansestädte in den Fokus rücken. Auseinandersetzungen zwischen der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Grafschaft Ostfriesland, der Stadt Emden und dem Kaiser zu Bedingungen der Grenzkontrolle werden als Teil imperialer Grenzdynamik dargestellt. In diesen Zusammenhang werden auch Marine-Ambitionen unter Maximilian I. bis hin zur Ernennung Wallensteins zum *General des Ozeanischen und Baltischen Meeres* im Dreißigjährigen Krieg gestellt. Hier macht sich die nötige Selektion bemerkbar, wenn die Bedeutung von Grenzen zu direkten Nachbarn wie Frankreich und der Grenzraum zum Osmanischen Reich nicht weiter thematisiert werden und die bis zum Ende des Reichs umstrittene Bedeutung des Burgundischen Reichskreises sowie Reichsitaliens außer Betracht bleiben. Stattdessen geht die Darstellung über in verfassungsgeschichtliche Ausführungen der ständischen Rechte bzw. *teutschen Freiheit* sowie der Bedeutung von Wahlkapitulationen und Avokatorien als »Stimme« (213) und Form einer »Exekutivgewalt« (239) des Kaisers. Diskutiert wird auch die Entwicklung des Universalgedankens zwischen der Nivellierung durch konkurrierende europäische Mächte wie Frankreich und Schweden einerseits und der Akzeptanz ferner Kaisertitel in der Reichspublizistik andererseits (z. B. Mogulreich, Japan, China).

Der dritte Teil thematisiert die Integration des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation in globale Handels- und Kolonialentwicklungen im 18. Jahrhundert. Erläutert werden Bemühungen zur Schaffung einer Handelskompanie zwischen den Hansestädten und Spanien, auch Brandenburgs Bemühungen in Westafrika oder Leibniz' Überlegungen zur Beteiligung des Reichs am Welthandel. Dem gegenüber steht ein kolonialkritischer Blickwinkel von Vertretern der Kameralwissenschaften, der ausführlich anhand der Kritik Johann Heinrich Gottlieb Justis am Monopolstreben der Handelskompanien und am rücksichtslosen und brutalen Vorgehen der Europäer gegen andere Völker erläutert wird. Die Ostende-Kompanie Karls VI., die nach ihrer Auflösung in Teilen nach Hamburg verlagert wird, und die Ostindische-Kompanie in Triest werden als Beispiele »transimperialer Räume« angeführt. Am Beispiel Benjamin Franklins wird im Epilog unter anderem gezeigt, wie die Wahrnehmung des Reichs als einzigartiges Gebilde sich zu einer Inspirationsquelle für die Neugestaltung der Beziehungen zwischen der britischen Krone und den amerikanischen Kolonien entwickeln konnte.

Der hauptsächlich ideen- und diskursgeschichtlich angelegten Monografie gelingt es, ein differenziertes und facettenreiches Bild der globalen Bezüge, Wahrnehmungen und Wechselwirkungen des Alten Reichs und ihrer jeweiligen Auswirkungen auf dessen »Imperialität« zu zeichnen. Aus der betrachteten Publizistik, den diplomatischen Kontakten und kulturellen Rezeptionsprozessen werden pointiert Rückschlüsse gezogen. Mit ihrem Zuschnitt und der Fokusverschiebung in den Hauptteilen ist die Darstellung notwendig selektiv. Beispielsweise drängt sich angesichts der ersten Abbildung (zwischen 160 und 161) grundsätzlich die Frage nach Zusammenhängen zur Repräsentation imperialer Vorstellungen in Druck, Kunst und Architektur auf. Falsch dargestellt wird, dies sei am Rande erwähnt, der Zweite Wiener



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Vertrag von 1731 mit der Angabe, Art. 2 habe die Pragmatische Sanktion nicht nur an das österreichische Erbe, sondern auch an die Thronfolge auf dem Kaiserthron gebunden (322).⁴

Insgesamt leistet Félicité einen wichtigen Beitrag zur Globalgeschichte des Alten Reichs und ergänzt mit ihrem Schwerpunkt auf außereuropäischen Gegenden zu Recht die Darstellung eines Reichsgebildes, dessen Merkmale sich eben bei weitem nicht in Zerrissenheit, Kleinstaaterei und in der Auseinandersetzung mit europäischen Nachbarn erschöpften.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁴ Angemerkt sei auch, dass die Fruchtbringende Gesellschaft nicht nur von lutherischen, sondern auch von calvinistischen Fürsten gegründet wurde (142) und dass nicht Ferdinand II., sondern Ferdinand III. den Reichstag 1640 einberief (221).

Markus Friedrich, The Maker of Pedigrees. Jakob Wilhelm Imhoff and the Meanings of Genealogy in Early Modern Europe, Towcester (The Johns Hopkins University Press) 2023, 312 p., 20 fig., ISBN 978-1-4214-4579-3, EUR 60,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marcus Stiebing, Stuttgart

Family history remains integral to historiography, with genealogy being one approach to its study. Markus Friedrich's monograph fits within this context. He examines the Nuremberg patrician Jakob Wilhelm Imhoff (1651–1728), whom he analyses from a history of knowledge perspective. He explores how Imhoff created and visualised genealogical knowledge, how it illuminated individual noble histories and the nobility as a social estate, and its significance in Europe's cultural, social and political history circa 1700. At the outset, it should be emphasised that the author masterfully succeeds in bringing out the complexity of genealogical knowledge production and its interconnection with European history.

Friedrich's point of departure is the War of the Spanish Succession, which broke out following the death of Charles II, who left no male heirs. This »dynastic disaster« (3) and the ensuing genealogical debates in Madrid profoundly influenced Imhoff. In this light, the author traces the development of genealogy up to 1700. Chapter 2 situates the genealogist in his socio-cultural environment. Circa 1700 the imperial city of Nuremberg was a hub of literary production. The approximately 43 patrician families of the city served as »conduits of knowledge« (67). Imhoff's upbringing, family status, networks and access to resources enabled his largely autonomous genealogical research. At the same time, his membership in the patriciate provided him access to the nobility. Chapter 3 illustrates, therefore, Imhoff's collaboration with the nobility as his »prime source of knowledge« (77), both within and beyond Nuremberg. It becomes clear that his work contributed to consolidating individual dynastic identities and the nobility as a coherent estate. Chapter 4 shifts focus to Imhoff's extensive network, which included city councillors, diplomats, historians, genealogists, booksellers and librarians from the Holy Roman Empire, France, Florence, and Naples. Imhoff obtained his information from various »places of knowledge« (142), ranging from universities to council chambers, and synthesised it. Hence, Chapter 5 is devoted to his concrete working practices and how he processed genealogical information into »comprehensive narratives and visual representations« (171). In meticulous detail, the author traces how Imhoff located, organised, and visualised genealogical information, particularly through family trees and diagrams. Finally, Friedrich examines the material practices of the Nuremberg genealogist, such as printing, cutting, and writing



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

using the 1702 publication *Corpus Historiae Genealogicae Italiae et Hispaniae* as an example. In Chapter 6, the author investigates the position of Imhoff's publications in the book market, how his works were utilised and what significance his writings and the knowledge they generated held in the broader context of literary production. Imhoff responded to literary trends and made the genealogical knowledge he generated accessible not only to the nobility, but also to a broader audience. Moreover, it becomes evident that he earned a reputation as a »living archive of genealogical information« (198) through his works.

Friedrich concludes that Imhoff significantly contributed to the recognition of genealogy as a discipline of knowledge. Genealogical knowledge was fluid, not static. It was more »than a set of ideas, a »mentality«, a »perceptual grid«, or »»pattern of thought«« for understanding and ordering kinship relations and social life«; rather, it constituted a »sophisticated and diversifying knowledge practice« (207). Imhoff's works and methods underscore the dynamic and processual nature of knowledge production. Furthermore, Friedrich demonstrates that the Nuremberg patrician did not merely address individual families through the genealogical knowledge he produced but wove together their numerous family histories into a »vivid portrait of the everyday life and social influence of »the« nobility« (206-207) in book form, which circulated within the European scholarly community.

The Maker of Pedigrees is an insightful, well structured, and conceptually meticulous study that is highly readable, consistently well-argued, and untangles the complexity of genealogical practice. It stands out due to its exceptionally broad source base – unpublished records from 25 national and international archives, libraries, and museums, over 100 printed works, and countless correspondences – as well as its concise interpretation of the material. The book is a key work not only for the new, practice-oriented history of knowledge but also for the history of the Ancien Régime, and it will undoubtedly inspire further studies.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Matthieu Gellard, Bertrand Haan, Jérémie Foa (dir.),
Servir le prince en temps de guerre civile. Dans
l'Europe des XVI^e et XVII^e siècles, Rennes (Presses
universitaires de Rennes) 2023, 320 p. (Histoire),
ISBN 978-2-7535-9323-7, EUR 25,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Kühner, Marburg

Was heißt es, im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts seinem Fürsten zu dienen? Und was bedeutet dies insbesondere im Kontext eines Bürgerkrieges? Diese Fragen stellt der von Matthieu Gellard, Bertrand Haan und Jérémie Foa herausgegebene Sammelband *Servir le prince en temps de guerre civile. Dans l'Europe des XVI^e et XVII^e siècles*.

Der Band beginnt mit einer Einleitung der drei Herausgeber, in der die Leitfragen des Buches konkretisiert werden. Hier geht es etwa um die verschiedenen Formen, die der Dienst annehmen konnte, um die Frage, wem man dienen sollte (was gerade in Bürgerkriegssituationen ja strittig sein konnte), oder um die Entlohnung treuer Dienste durch den Fürsten.

Die Beiträge des Bandes sind in vier Gruppen zusammengefasst. Die erste widmet sich den Beziehungsgefügen im Kontext des Fürstendienstes. Nicolas Schapira befasst sich mit Jules Gassot, dem Sekretär des Staatssekretärs Villeroy zur Zeit Heinrichs III.; Gassot verfasste aufgrund seiner Erfahrung als Sekretär auch historiografische Werke. Claire Gantet untersucht die Fragen von Dienst und Treue im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation in Bezug auf den Dreißigjährigen Krieg; dabei zeigt sie anhand der Beispiele Ernst von Mansfelds und Albrecht von Wallensteins auf, wie solche Dienstbeziehungen in ein Spannungsfeld verschiedener Instanzen wie dem Kaiser oder der Idee des Vaterlands eingebettet waren (45). Stéphane Haffemeyer stellt dar, wie im England des frühen 17. Jahrhunderts die Aktivitäten des Intellektuellen Samuel Hartlib zur Entstehung des Anzeigenwesens in der Presse beitrugen. Indravati Félicité untersucht die Komplexität der Beziehungen im Heiligen Römischen Reich im 17. Jahrhundert anhand der Beispiele des Herzogtums Mecklenburg-Schwerin und der Reichsstadt Hamburg.

Die zweite Gruppe von Aufsätzen nimmt konkurrierende Dienstbeziehungen in den Blick. Ariane Boltanski untersucht die Aktivitäten katholischer Adliger im Languedoc in den 1620er-Jahren, die auf eigene Faust die Missionstätigkeit katholischer Orden in ihrer Heimatregion förderten. Éric Durot betrachtet die Vielschichtigkeit der Tätigkeiten mehrerer protestantischer Schotten, die im Frankreich der beginnenden Religionskriege Karriere machten. Philippe Hamon nimmt eine europaweite Perspektive ein und versucht zu rekonstruieren,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

welche Formen der Fürstendienst der Landbevölkerung in Konfliktsituationen im Europa der Frühen Neuzeit annehmen konnte. Géza Pálffy und Ferenc Tóth untersuchen das Verhältnis der ungarischen Adligen zu den habsburgischen Monarchen im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert. Dabei grenzen sie sich, wie sie erläutern, von einer älteren Richtung der ungarischen Geschichtsschreibung ab, die diese Epoche als Zeit eines nationalen Freiheitskampfes interpretiert hatte, und betonen vielmehr die Kompromisse, die die ungarischen Adligen mit der Monarchie schlossen (131–132).

Die dritte Gruppe von Texten ist mit »La force des engagements« überschrieben, widmet sich also dem Eigengewicht, das Dienstverpflichtungen entwickeln konnten. Mark Greengrass und Thierry Rentet nehmen die Probleme in den Blick, mit denen Bertrand-Raimbaud de Simiane de Gordes in seiner Eigenschaft als »lieutenant général du roi« des Dauphiné in den Jahren 1565 und 1566 konfrontiert war. Gordes hatte die delicate Aufgabe, den prekären Frieden zwischen Katholiken und Protestanten in seiner Region aufrechtzuerhalten. James B. Collins untersucht in seinem Beitrag eine ideengeschichtliche Frage: Er fragt danach, wie die praktische Erfahrung in die politische Philosophie von Denkern wie Jean Bodin und Guy Coquille eingegangen ist und bringt dies mit dem Umstand in Verbindung, dass diese Denker Anwälte und somit geübt darin waren, eine Position in Form eines Plädoyers zu vertreten. Olivier Poncet zeichnet die Entwicklung eines der wichtigsten französischen Staatsämter der Frühen Neuzeit, nämlich des Kanzlers von Frankreich, während des 16. Jahrhunderts nach. Die Position des Kanzlers wandelte sich in diesem Zeitraum, indem nämlich die Entlassung von Kanzlern außer Gebrauch kam, womit das Amt auf Lebenszeit vergeben wurde; dadurch, so Poncets Interpretation, wuchs dem Kanzler die symbolische Funktion der Verkörperung der Kontinuität der Monarchie zu (193). Camille Desenclos stellt dar, welche Auswirkungen der Übergang des französischen Throns von Heinrich III. auf Heinrich IV. für die französischen Diplomaten im Heiligen Römischen Reich hatte: Hugenottische Agenten, die bisher dem oppositionellen Heinrich von Navarra gedient hatten, wurden mit dessen Wandlung zum französischen König Heinrich IV. in den offiziellen diplomatischen Dienst Frankreichs integriert. José Manuel Díaz Blanco und Bruno de la Serna Nasser untersuchen das komplexe Verhältnis zwischen der spanischen Monarchie und dem Consulado de Cargadores a Indias, der Korporation der Kaufleute, die den Handel mit Spanisch-Amerika betrieben.

Die vierte Gruppe von Texten ist der Analyse der Unsicherheit in Bürgerkriegssituationen gewidmet. Michel Nassiet nimmt die Situation in der Bretagne während des Bürgerkriegs am Ende des 15. Jahrhunderts in den Blick. Mario Rizzo untersucht die Strategien lombardischer Adliger in den Italienkriegen an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert; er kann dabei herausarbeiten, dass nicht wenige Mitglieder der lombardischen Eliten pragmatisch die Seiten wechselten, je nachdem, wie sich das Kriegsglück in den Kämpfen zwischen Franzosen und Spaniern wendete, und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

so die Position ihrer Familien sicherten (255). Pierre-Jean Souriac untersucht die Bemühungen von Bernard de Vabres in den Jahren 1561 und 1562, in seiner Eigenschaft als Seneschall von Toulouse dort den prekären Frieden der Konfessionen zu wahren. Vabres bezahlte dafür einen hohen Preis: Katholische Eiferer strengten vor dem Parlament von Toulouse einen Prozess gegen ihn an, da sie ihn verdächtigten, mit den Protestanten zu sympathisieren. Wie Souriac urteilt, endete damit die vielversprechende Karriere des jungen Vabres (273). Fabrice Micallef stellt dar, wie die Diplomaten Heinrichs IV. zwischen 1598 und 1610 mit den Angeboten von Exilanten umgingen, in die Dienste der französischen Monarchie zu treten, und wie sie dabei versuchten, zwischen denjenigen, die wirklich nutzbringende Angebote zu machen hatten, und denjenigen, die lediglich in hochstaplerischer Absicht Geld bekommen wollten, zu unterscheiden. Marie-Karine Schaub widmet sich in ihrem Beitrag der Zeit der Wirren in Russland (1598–1613) und stellt dar, wie der erste falsche Dmitrij geschickt die russischen Eliten auf seine Seite ziehen und den Zarenthron besteigen konnte – auch wenn er nach etwa einem Jahr an der Macht einem Mordkomplott zum Opfer fiel.

Das Schlusswort von Nicolas Le Roux fasst noch einmal einige Kernthemen des Bandes zusammen, etwa die Frage, ob man dem Fürsten als Person oder dem Staat als abstrakter Einheit diene.

Der Band zeigt die Vielgestaltigkeit, die der Fürstendienst im frühneuzeitlichen Europa annehmen konnte, und nimmt die spezifischen Probleme in den Blick, die sich dabei in Bürgerkriegssituationen ergaben. Der Band wird für eine Vielzahl gerade politik- und adelsgeschichtlicher Fragestellungen eine nützliche Hilfestellung sein.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ulrike Gleixner (Hg.), Religiöse Emotionspraktiken in Selbstzeugnissen. Autobiographisches Schreiben vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2024, 264 S., 8 Abb. (Wolfenbütteler Forschungen, 178), ISBN 978-3-447-12115-6, EUR 62,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Douglas H. Shantz, Calgary

This book arose out of papers delivered at a workshop at the Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel in October 2021 devoted to the performative nature of autobiographical writing in the context of religion and emotions. The argument is that these sources should be viewed not so much as documenting emotions as generating emotions through the act of writing. The process of writing is itself an emotional religious experience. Most of the contributors are historians, with German literature and religious studies scholars among them as well. Four of the contributors are doctoral students.

As Ulrike Gleixner explains at the outset, the act of writing diaries is viewed here as an emotional *praxis* with the goal of managing one's personal life situation in dialog with God. In all of these writings one finds »a triangle of personal emotional work, calling upon God, and communicating with others« (16). Life writing was widespread in early modern Europe and crossed denominational lines. Kate Hodgkin observes that Anglicans, Catholics, Baptists, and Quakers wrote about God's working in their hearts and lives. Miriam Nandi writes of »an explosion« of early modern English diaries. Research into religious autobiography in French cloisters has discovered »an astounding number of previously unknown texts« (14). In Spain and Spanish America, hundreds of nuns wrote spiritual autobiographies, inspired by Teresa of Avila. Spiritual diaries offered women the possibility of participating in the process of self-formation (14).

The book's chapters discuss Catholic, Lutheran, Calvinist, Pietist and Jewish emotional and autobiographical cultures. The contributors demonstrate the various expressions of performative emotional work. The studies are based on approaches found in the new research on emotions by scholars such as Barbara Rosenwein, William Reddy, Susan Broomhall, Ute Frevert and especially Monique Scheer. In *Emotions in History: Lost and Found*, Frevert observed that modernity is marked by a strong interest in emotions. Emotions belong to the unique features of a modern person's individuality. People express their emotions while distancing themselves from society's expected »emotional regimes«. For Scheer, emotion is understood not so much as something we have as something we *do* and *perform*. It is an act that involves both body and mind. Emotions are not just



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

experienced within but are expressed outwardly as well. And so, one can speak of emotional praxis. Emotions bring together subject and world, inner and outer, body and mind. Emotions are not universal but are culturally determined; they express not nature but culture (178–179).

The first five contributions fall under the heading, »emotional work in daily writing«. In the book's longest chapter, Andreas Herz examines the diary of the Calvinist Prince Christian von Anhalt-Bernburg (1599–1656), »one of the most valuable and complex German self-testimonies from the period of the Thirty Years War« (25). The Prince kept his diary for over thirty years, using it to manage his anxiety and find comfort in trying times. Through dreams and miraculous signs he found guidance from God for navigating the ship of life. The latter included signs in the heavens such as comets, portents of disaster, images in the clouds, or eclipses of the sun. Other signs that drew the Prince's attention were a broken clock, a steamed-up window, a hole in a wall, a rose that blooms in the fall, a birch tree with red leaves, a flock of birds or school of fish. These are all »telegrams of God's will« by which he offers instruction and warning. Christian's diaries were a way of documenting evidences of God's providence in his life, a practical means of finding religious assurance. Herz adapts Monique Scheers' formula: »One does not just have religion; one acts it out«. Herz concludes that the »signs and wonders« piety of the Prince calls into questions the portrayal of Calvinist faith as rational and lacking in mysticism and emotion (35, 37, 45, 48).

The next three chapters fall under the heading, »writing as an attempt to situate oneself in a religious network«. Two of the chapters examine the abundant *Lebensläufe* composed among the Herrnhuters, or Moravians. Kerstin Roth's study is based upon eighteenth-century handwritten life testimonies found in the archive of the Herrnhut community in Neuwied. The accounts typically have three parts: a short section on the author's childhood; a description of one's spiritual awakening; and one's acceptance into the fellowship of Moravian brothers and sisters (138–139). The discipline of historical linguistics provides the orientation and context for Roth's contribution. Emotions express themselves in language through intonation, exclamation, interjection, and metaphor. Emotions are inscribed in Herrnhuter *Lebensläufe* according to cultural rituals and practices (143, 145). The sources reveal the existence of »an emotional community« among the Moravians. Asking how emotions are verbalized in these sources, Roth considers interjections such as »Ach« to express surprise, fear, pain, or loss. A »language of feeling« (*Gefühl*) is used by the community to express the experience of faith, including expressions such as »inexpressible«, »words fail me« (152).

Jessica Cronshagen examines some 100 letters that the Moravian missionary Thomas Longballe (1764–1826) wrote between 1788 and 1820 from Paramaribo, the capital of Surinam, where he worked among slaves. Born in Jütland, Longballe grew up within



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publié par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

the Moravian community in Christiansfeld, Denmark where he apprenticed as a watchmaker. Herrnhuters such as Longballe were encouraged to nurture a piety of the heart's inner relationship with Christ, marked by emotional praxis. To this end they developed »an emotions-oriented language«, to express their feelings in writings that identified them as belonging to the Moravian community. Cronshagen shows how the expression of emotions in Longballe's letters served to bring him religious assurance and to position him within the European colony and the larger Moravian network of correspondents.

The five contributions in the third section demonstrate the interweaving of emotional self-awareness with addressing a wider public. Of special note is Ulrike Kollodzeiski's examination of the travel report of Pietro Della Valle (1586–1652). From 1614 to 1626 he traveled throughout the Ottoman empire, Persia, and the west coast of India. His report was translated from Italian into numerous European languages and has since been recognized as one of the most significant travel sources of the seventeenth-century. Kollodzeiski observes that the concept of »emotion« has experienced a boom in recent scholarship, but wonders whether »a modern reading does not prematurely see emotions at work« in Della Valle's love for an Assyrian Christian. Asking to what extent Pietro Della Valle's depiction of his Babylonian love can be seen as »emotional practice in the sense of Monique Scheer« (177–178), she concludes that his writing provides not so much a portrayal of emotions as it does the author's virtuous reason. For Pietro Della Valle, love does not bring together inner and outer, mind and body, subject and society, but earth and heaven, temporal and eternal (192). Kollodzeiski finds limited value in the concept of emotional *praxis*.

The theoretical template of emotional *praxis* used in these studies sometimes seems in danger of overwhelming the historical reality. Kollodzeiski is to be commended for not allowing a method to skew the empirical data that she encountered. The editors must be thanked for compiling a richly varied study of emotional *praxis* in self-testimonies. The book is completed by an index.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Annelie Große, Bärbel Holtz (Hg.), Die Hoffinanzierung in der preußischen Monarchie von 1786 bis 1918, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2022, 1130 S. (Acta Borussica. Neue Folge, 3. Reihe, 2), ISBN 978-3-506-79544-1, EUR 289,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Guillaume Garner, Lyon

Initié en 1887, le projet des *Acta Borussica*, visant à mettre à disposition du public une édition scientifique de sources concernant l'histoire de la Prusse, continue depuis trois décennies à s'enrichir de nouveaux volumes. Après une première série de 38 volumes, portant essentiellement sur l'histoire politique et économique de la Prusse, l'Académie des sciences de Berlin-Brandebourg a publié à partir de 1994 une deuxième collection portant sur les archives du gouvernement (*Staatsministerium*) du royaume de Prusse de 1817 à 1938, puis a lancé en 2022 une troisième série, intitulée «pratiques de la monarchie»: édité par Annelie Große et Bärbel Holtz, archivistes et chercheuses à cette même académie, le présent ouvrage en constitue le deuxième volume, consacré au financement de la cour du royaume de Prusse de 1786 à 1918.

Suivant les principes de la collection des *Acta Borussica*, le volume comprend une introduction, une série de 24 tableaux et cinq graphiques, et l'édition de documents. La volumineuse introduction (166 pages) d'Annelise Große propose un aperçu très détaillé de l'évolution des finances de la cour de la mort de Frédéric II à la fin de la Première Guerre mondiale, en abordant successivement l'état des sources, les sources de recettes de la cour, le développement de la fortune domestique et privée des monarques et les dépenses de la cour et de la dynastie régnante. L'autrice allie dans cette introduction une érudition et une précision extrêmes à la volonté constante de replacer la question des finances de la cour dans son contexte politique et économique afin d'en montrer les grands enjeux. Les finances de la cour souffrent au début du XIX^e siècle d'une organisation défaillante à la fois en raison de la pluralité des caisses qui alimentent leurs recettes et de l'absence d'un contrôle rigoureux, en dépit des intentions réformatrices de Frédéric-Guillaume III. C'est avec la crise de 1806 et le train de réformes mises en œuvre de 1807 à 1820 que s'opère la réorganisation des finances de la cour que la seule volonté royale n'avait pu imposer. L'édit de 1820 sur l'amortissement de la dette publique représente une césure décisive dans cette évolution. Il stipule qu'une partie des domaines d'État seront consacrés à la couverture des besoins de la famille royale à hauteur de 2,5 millions de thalers par an. Le financement des besoins de la cour se fait donc suivant un modèle de rente, financée par les ressources d'État et non à partir des ressources d'un domaine spécifique de la couronne.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publié par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Durant plusieurs années, cette question fait cependant au sein des instances gouvernementales l'objet de longues discussions dont plusieurs sources permettent de saisir le contenu. Le financement à l'aide d'un domaine propre de la couronne aurait permis de soustraire le financement de la cour à tout contrôle, notamment d'une représentation parlementaire, issue qu'une partie des ministres réformateurs souhaitait éviter. De fait, les différents épisodes d'augmentation de dotation de la couronne ont donné lieu à des débats agités. Ceci explique en partie pourquoi les monarques prussiens et les responsables des finances de la cour se sont attachés à développer les ressources propres, issues des biens de la cour et des membres de la dynastie, lesquels se sont parfois livrés à des spéculations hasardeuses et coûteuses.

Quant aux dépenses de la cour, elles manifestent une tendance séculaire à la hausse d'abord en raison de l'augmentation du nombre de postes de dépenses, mais aussi en lien avec l'expansion de la monarchie prussienne car l'incorporation de nouveaux territoires impose de nouvelles dépenses (comme l'illustre la question du financement des anciens théâtres princiers de Hanovre, Wiesbaden et Kassel après 1866). La proclamation de l'Empire en 1871 et surtout la volonté de Guillaume II de donner à la vie de cour un luxe et une pompe dont ses prédécesseurs avaient continuellement mis en avant leur refus confortent cette tendance à la hausse des dépenses, laquelle est examinée par l'opinion publique et la représentation parlementaire (notamment sociale-démocrate) avec un œil de plus en plus critique.

Forte de plus de sept cents pages, la partie consacrée aux sources comprend 183 entités que les éditrices appellent »documents«. Il convient de préciser qu'un »document« comprend parfois plusieurs sources, portant sur une même question: les débats sur l'institution de la dotation de la couronne entre 1818 et 1820 sont ainsi l'objet du document 6 qui comprend douze pièces (numérotées de 6a à 6l, 293–329). Ces documents sont regroupés en neuf thèmes à l'intérieur desquels les éditrices ont adopté une progression chronologique, l'économie de ces neuf thèmes suivant globalement le plan de l'introduction. Les éditrices ont eu le souci compréhensible d'éviter de retenir des documents déjà publiés, dont certains sont mentionnés dans les notes de l'introduction. On regrettera cependant l'absence d'inventaire des cotes d'archives d'où sont issus les documents publiés, alors que figure un inventaire des sources non publiées citées dans l'introduction (237–239).

Ce volume est une réussite à plusieurs titres. D'une part, il met à disposition des lectrices et lecteurs un grand nombre de documents qui peuvent être utilisés dans des contextes diversifiés (recherche propre, illustration d'un cours, initiation au travail sur archives pour un public étudiant), documents dont l'édition est d'une très grande qualité. D'autre part, l'introduction, outre ses qualités scientifiques intrinsèques, a le mérite de proposer une contextualisation très précise des documents édités qui sont mentionnés dans les notes infrapaginales.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Raymond Heitz, Anne Feler, Stefan Hulfeld,
Matthias Mansky (Hg.), Theater und Freimaurerei
im deutschen Sprachraum im 18. und frühen 19.
Jahrhundert/Théâtre et Franc-maçonnerie dans
l'espace germanophone au XVIII^e et au début du
XIX^e siècle, Würzburg (Königshausen & Neumann)
2023, 303 S., ISBN 978-3-8260-7789-0, EUR 50,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Helmut Reinalter, Innsbruck

Die Bedeutung der Freimaurerei für die kulturelle Entwicklung unserer Gesellschaft ist heute weitgehend unbestritten. Kultur aus masonischer Perspektive bedeutet die Entfaltung jener menschlichen Fähigkeiten, wie die Vervollkommnung der Persönlichkeit. Die Freimaurerei kennt auch den wichtigen Begriff der »Königlichen Kunst«, eine Bezeichnung für edle und vornehme Kunst. Dass auch masonische Themen in Theaterstücken aufgenommen wurden, zeigen viele Beispiele aus der Literatur. Dabei spielte auch die Verbreitung der Bruderkette im deutschen Sprachraum zur Zeit der Aufklärung eine wichtige Rolle.

Zu diesem Thema, das bisher in der Forschung nur auf relativ geringes Interesse gestoßen ist, liegt nun ein wichtiges neues Buch mit deutsch- und französischsprachigen Beiträgen vor. Der Sammelband ist aus einer internationalen Tagung des Forschungszentrums CEGIL (Centre d'Etudes Germaniques Interculturelles de Lorraine) der Université de Lorraine in Zusammenarbeit mit dem Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien und der Société Goethe de France hervorgegangen, die im November 2022 stattfand. Die Beiträge beziehen sich auf den deutschsprachigen Raum und sind in drei inhaltliche Schwerpunkte gegliedert.

Im ersten Teil geht es bei den untersuchten Werken (*Ritterdrama*, Ludwig Ferdinand Huber *Das geheime Gericht* sowie Kotzebues »peruvianische« Stücke *Die Sonnenjungfrau* und *Die Spanier in Peru*) um eine »historische und/oder exotische Einkleidung«, die neben einer ästhetischen Funktion auch die Ursprünge und Anfänge der Freimaurerei metaphorisch darstellen, ihre Ideale aufzeigen und politische Fragen diskutieren. Der zweite Teil ist den Wechselwirkungen zwischen Theater, Freimaurerei und öffentlichem Leben gewidmet und zeigt die Zusammenhänge zwischen Theateraktivitäten, Popularisierung freimaurerischer Werte und den Kampf gegen Vorurteile auf. Im dritten Abschnitt befassen sich die Studien mit kritischen Stimmen und Polemiken, die in der dramatischen Produktion geäußert werden, wobei ihre Rezeption bis ins 20. Jahrhundert reicht. Die einzelnen Beiträge wurden von Germanisten und Germanistinnen aus fünf europäischen Ländern (Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich und Schweiz) verfasst. Sie behandeln im Rahmen der erwähnten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Wechselwirkungen zwischen Dramenproduktion, Theaterleben und Freimaurerei vor allem die Wertvorstellungen der Bruderkette, wie deren Symbolik und Ritualistik, Toleranz und ihr Wirken im Sinne einer praktischen Humanität.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109498](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109498)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

François Houdecek, Vivre la Grande armée. Être soldat au temps de Napoléon, Paris (CNRS Éditions) 2023, 406 p., ISBN 978-2-271-12411-1, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michael Rowe, London

Given the Napoleonic army's fame and impact, and sheer size, surprisingly little is known about the daily experience of the 2.3 million who served in its ranks. Houdecek fills this gap in this weighty tome that draws on a variety of primary sources, both unpublished and published. The former includes, unsurprisingly, official documents (especially reports penned by the Minister of War) lodged in the French Archives nationales and in the Service historique de la défense. Noteworthy is the inclusion of documentation from the hospital of Bicêtre. As for the published primary sources, these include the usual suspects: printed collections of laws and instructions, correspondence and of course the voluminous memoir literature that the Napoleonic Wars generated in large measure to satisfy an expanding reading public post-1815. In the Introduction, Houdecek highlights the limitations of this literature, chief among them being that it reflects the voices of only a tiny fraction (about 0.07 %) of those who served, while the majority (60%) were unable to write.

Despite this inevitable limitation, Houdecek reconstructs the experience of the ordinary Napoleonic soldier from the point he was summoned to partake in the lottery that determined who was likely to be called up. An intrusive and for many traumatising medical examination followed, and if passed, the even more alienating process of initiation into the regiments would begin. This part of the book is especially rich in material that will interest historians of the body, of medical science and of group psychology. Those interested in state institutions will also learn a great deal, despite this particular field being relatively well served by some excellent studies by historians such as Isser Woloch and Alan Forrest. Houdecek details, for example, the surprisingly sophisticated schemes to evade the draft, including the establishment of marriage agencies, whereby young men could avoid mobilisation by marrying (usually much older) women. Less effective, presumably, were the attempts at sorcery and ritual performed to defeat the bureaucratic state by fixing the numbers that came out of the lottery urn.

For those incorporated into the ranks, new challenges awaited, even before the campaigns and battles. Napoleonic warfare has always enjoyed the reputation of being pretty mobile, at least by the standards of the day, but the figure of up to 40 kilometres covered per day (albeit on prepared military roads) still astonishes. So does the weight of equipment carried by the typical infantryman: up to 30 kilogrammes, of which 4.375 kg consisted of the 1.93 meter long 1777 pattern musket with a fixed



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bayonet. Napoleonic soldiers certainly did not travel light, even if the army did as a whole. What is also striking is the high attrition rate, even before the fighting began, with horrifying percentages lost to exhaustion, acute home sickness and illness. Those who survived got through in part thanks to very close relationships and networks to compensate for the loss of family. That said, young conscripts needed to earn acceptance by older soldiers and simply acclimatising to the routine of soldiering – the drill, food preparation, intimate sleeping arrangements, mastery of horsemanship in the cavalry, maintenance of uniform and equipment, and marching – was of itself insufficient. Only fortitude in the face of battle gained true acceptance.

The more familiar aspect of the Napoleonic Wars that remains the focus of most of the literature – the large-scale pitched battle – dominates only the second half of this book. Here, the diversity of experience comes to the fore, something that can only be fully covered in a study of substantial length. In large measure, this diversity reflected the variety of units that composed the Napoleonic army, including most obviously, the basic division between service arms (infantry, cavalry, artillery). The largest arm was the infantry and within this the so-called line infantry. As the name implies, infantrymen in these regiments were generally arranged in linear formations during battle, to maximum firepower. There, they were increasingly subject to heavy artillery bombardment and casualties from this as opposed to other dangers (small arms fire from enemy infantry; sabre wounds from cavalry) rose as a consequence: at Austerlitz (2 December 1805), for example, small arms fire still accounted for 56 % of mortal wounds sustained on the French side, but artillery fire was no longer far behind (40 %), with bladed weapons accounting for only a very small proportion (4 %). Indeed, in this respect, one can detect in the late Napoleonic period experiences not dissimilar from the Western Front of the First World War, such as what would later be termed »shell shock«. The apparent randomness and dehumanising impact of artillery fire, the complete lack of agency of those subject to it and its sustained nature (unlike infantry and cavalry exchanges) created new psychological effects which the specialists of the time were ill-equipped to treat.

Today, we are most inclined to view these Napoleonic soldiers as victims. Houdecek does not dispute this by diminishing the hardships and horrors they endured. Instead, he uncovers the values of the period: those held by most soldiers and by the civilians unfortunate enough to encounter them. The outcome of this effort is a very important and indeed seminal book. Fluently written, well supported by a rich evidential base and of sufficient length to bring out nuance and diversity, it does justice to the experience of the millions of ordinary individuals who fought, died and in some cases, survived fighting in Napoleon's armies.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Lotte Jensen, Rampen. Een nieuwe geschiedenis van Nederland, Amsterdam (Prometheus) 2024, 292 S., Ill., ISBN 978-90-446-3645-1, EUR 27,50.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lina Schröder, Würzburg

»Rampen – Katastrophen«: So überschreibt die an der Universität Nijmegen lehrende Literatur- und Kulturhistorikerin Lotte Jensen ihre »neue Geschichte der Niederlande«. Ihr Augenmerk richtet sich auf Katastrophen ganz unterschiedlicher Art: Überflutungen, Stürme, Epidemien, Brand- bzw. Explosions-, Schiffs-, Flugzeug- oder Zugunglücke. Ihre Monografie ist dabei chronologisch aufgebaut: Nach einer Einleitung entführt sie ihre Leserschaft ins Spätmittelalter. Das erste, hier startende Kapitel fokussiert dabei den langen Zeitraum bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert. Ab dem 18. Jahrhundert wird jedem weiteren Jahrhundert ein eigenes Kapitel gewidmet. Alle beginnen dabei mit der Schilderung einer sich zugetragen Katastrophe und den daraus resultierenden Konsequenzen, die zugleich den Bogen zum jeweiligen epochalen Denken und dem Forschungsinteresse der Autorin schlagen: Wie reagierte die Bevölkerung auf die verschiedenen Katastrophen, welche Erklärungen wurden für diese bemüht und welchen Stellenwert nahmen sie in der Erinnerungskultur ein (38)? Im Weiteren konzentriert sich jedes Kapitel auf, in der Regel, fünf Ereignisse. Sie sind auch im Inhaltsverzeichnis aufgeführt und ermöglichen der Leserschaft somit, gezielt nach einzelnen Unglücken zu recherchieren: die St. Elisabethflut (1421), die Allerheiligenflut (1570), die Pest (1636), das Delfter Schießpulverunglück (1654), die Verwüstung des Utrechter Doms (1674), die Rinderpest (1713), die Weihnachtsflut (1717), die Pfahlwurmkatastrophe (1730), das Erdbeben in Lissabon (1755), der Brand des Amsterdamer Theaters (1772), das Leidener Schießpulverunglück (1807), die Sturmflut von 1825, die Cholera (1832), die Kartoffelkrankheit (1845), der Ausbruch des Vulkans Krakatau (1883), das Fährunglück der Berlin (1907), der Hungerwinter 1944, die Überflutungen von 1953, das Zugunglück bei Harmelen (1962), das Flugzeugunglück von 1992, eine durch Feuerwerk verursachte Brandkatastrophe (2000) sowie die Corona-Pandemie (2020).

Die Auswahl der Ereignisse erfolgte dabei ebenso nach der Rezeption, d. h. ihrer Präsenz in der heutigen niederländischen Erinnerungskultur. Von dieser zeichnen etwa spezielle Wanderwege, Schulbuchseiten, zahlreiche Denkmäler, Gedichte, Lieder, Romane, Verfilmungen etc. Auf diese Weise gelingt es Jensen, stets auch einen Bezug zur heutigen niederländischen Kultur herzustellen. Gerade die zahlreichen Abbildungen (Traktate, Gedichte, Lieder, Gedenkpfennige, Malereien: sehr bekannt das *Baby in der Wiege*, Denkmäler, Gedenktafeln etc.) veranschaulichen dabei diesen Gesichtspunkt gekonnt und ermöglichen auch einer nicht niederländischen Leserschaft, sich



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in die niederländische Kultur und ihren Umgang mit Katastrophen einzudenken. Ihre eingangs gestellte Frage, inwieweit es einen »Katastrophenkanon« (15–16) gibt, kann am Ende mit Blick auf die Rezeption und Überlieferung durchaus bejaht werden. Katastrophen beschreibt Jensen in der Einleitung so als »soziale Ereignisse«, selbst sogenannte »Naturkatastrophen« (z. B. Überflutungen, Stürme, Blitzeinschläge etc.) lassen sich in den meisten Fällen auf durch Menschen verursachte Faktoren (Rodungen, Klimawandel etc.) zurückführen (12). In der Katastrophenforschung habe sich zudem die Bezeichnung »Katastrophenkultur« etabliert: Eine positive Katastrophenkultur schaffe beispielsweise einen Rahmen, der Schadensprävention bzw. Minimierung ermöglicht, etwa durch das Ergreifen praktischer Maßnahmen (13, 43). In den Niederlanden beispielsweise existiere eine solche Katastrophenkultur im Kontext des Umgangs mit den Wassermassen (Lage an der Nordsee + Flussdelta Rhein-Maas-Schelde) und zeige sich u. a. in Form präventiver Bauarten (Häuser auf Pfählen, Deiche, Grachten Pumpmühlen etc.).

Die Darstellung schließt mit einem kurzen Epilog, in dem die Autorin wesentliche Entwicklungen zusammenfasst. Bezüglich dieser kann sie in den einzelnen Kapiteln für den niederländischen Raum herausarbeiten, dass in der Vormoderne neben den Kriegen vor allem Brände, Überflutungen oder Epidemien die großen Katastrophen waren. Sie wurden von den Zeitgenossen auch als Plagen, bzw. als durch Gott geschickte Strafen interpretiert. Entsprechend wurde u. a. mit Prozessionen oder zusätzlichen Fasttagen reagiert (20). Auch wurde systematisch nach die jeweiligen Katastrophen ankündigenden Vorzeichen Ausschau gehalten, z. B. Kometenerscheinungen, Fehlgeburten oder Walfischstrandungen (22). Bereits sehr früh reagierten die Menschen jedoch auch mit praktischen Vorkehrungsmaßnahmen, etwa einer Verbesserung des Zugangs zum Löschwasser im Kontext von Brandsituationen oder mit Blick auf das Deichbauwesen (27). Während des 18. Jahrhunderts lassen sich laut Jensen dann drei Haltungen bezüglich Interpretation und Umgang mit Katastrophen ausmachen: erstens eine Orthodoxe, die Katastrophen nach wie vor als Strafen Gottes erkannte – etwa verbreitet durch Prediger und Publizisten; zweitens eine aufgeklärte Haltung, in der der Mensch eine weitaus aktivere Position gegenüber Gott einnahm, in der wissenschaftliche Befunde rezipiert wurden sowie die Solidarität mit den Opfern in Form organisierter Hilfsangebote einen neuen Stellenwert erhielt; und drittens ein über verschiedene Medien ästhetisierendes Betragen – Maler, Dichter und Musiker nahmen sich den verschiedenen Katastrophen an, vereinten in ihren Werken Naturkraft, Gefühle und Gott (72).

Im 19. Jahrhundert veränderte sich die »Katastrophenwahrnehmung«: Unglücke wurden zunehmend als nationale Geschehnisse erfahren, auch diesbezüglich spielten die Medien eine wichtige Rolle. Hinzukommend geriet in diesem Zeitraum vermehrt der König als »Katastrophenmanager« ins Zentrum des Geschehens, Hilfsaktionen wurden nun in einem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

noch viel größeren Stil durchgeführt: Wer anderen half, galt als guter Christ, wer ein guter Christ war, war ein wahrer Niederländer (129–130). Insbesondere diese Entwicklung muss vor dem sich nun auch in den Niederlanden ausbreitenden Nationalismus gesehen werden. Dieser wurde insbesondere durch den »Streit gegen das Wasser« angefeuert, er gehörte von nun an zum nationalen Narrativ und formte die »niederländische Identität« mit (130).

Seit dem 20. und noch vermehrt dem 21. Jahrhundert »profitierte« und explodierte die Verbreitung von Katastrophen durch eine sich zunehmend etablierende Boulevardpresse (auch Rundfunk, Fernsehen, später das Internet). Katastrophen kamen nun noch viel schneller und dichter zum Menschen; auch der Katastrophentourismus nahm in dieser Zeit stark zu. Zu den scheinbaren Naturkatastrophen (Überflutungen, Stürme, Blitzschläge) gesellten sich ferner technische Katastrophen (Schiffs-, Auto-, Zug- oder Flugzeugunglücke) (191). Nun wurde systematisch damit begonnen, Unglücke aufzuarbeiten, diesbezüglich waren vor allem die technischen Katastrophen ausschlaggebend. Fragen, inwieweit Menschen bei einem anderen Verhalten (Sicherheitsmaßnahmen etc.) ggf. hätten gerettet werden können (Schuldfrage), dominieren seitdem zunehmend den Diskurs, religiöse Deutungen gerieten dagegen in den Hintergrund (204, 206).

Die Monographie endet, wegen des breiten Zielpublikums in bewusster Ermangelung eines Anmerkungsapparates, mit einem ausführlichen, pro Kapitel und Katastrophe summarisch angelegten Literaturverzeichnis (281–289), in welchem nur zentrale Werke aufgeführt werden; ein Personenregister rundet die gelungene Darstellung ab. Für mit der niederländischen Geschichte Vertraute stellt Jensens Werk eine interessante Erweiterung dar. Wie die Autorin selbst schreibt, wurde die Geschichte der Niederlande bisher zumeist aus der Sicht des »Aufstands gegen die Spanier« (16.–17. Jahrhundert), dem Zweiten Weltkrieg oder aus der Perspektive der Dekolonisierung Niederland-Indiens geschrieben (10). Dabei dominieren zahlreiche Meistererzählungen, die sich nicht selten nur den Kennerinnen und Kennern der Geschichte als solche entlarven, Jensen verweist, wie erwähnt, etwa zutreffend auf die diesbezügliche Wassermetapher als Manifest niederländischer Identität. Dennoch ist auch hier einige Vorsicht geboten: Ihre sich nahezu durch alle Kapitel ziehende, ausführliche Darstellung der großen Hilfsbereitschaft als »niederländische Tugend« öffnet bei fehlender kritischer Lektüre »Tür und Tor« für das nächste »nationale Narrativ«.

Aus regionalhistorischer Sicht, die den gesamten Benelux-Raum sowie angrenzende deutsche (Rhein-Maas-Raum) und französische Gebiete als eine Makroregion begreift, ist zudem interessant, dass Jensen zumindest für das Mittelalter die Niederlande über die heutigen Staatsgrenzen hinwegzudenken scheint, so werden mehrfach etwa auch Antwerpen und Brabant bezüglich der Katastrophen und ihres Ausmaßes mit einbezogen (z. B. 38, 61). Aus gleicher Perspektive für die Rezensentin



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

besonders bemerkenswert ist die Schilderung der Schiffsbohr-/ Pfahlwurm-Katastrophe 1730, denn sie unterstreicht die Bedeutung der Geofaktoren (Wasser, Wald, Berge, Moore, Wüste etc.) im regionalen Gefüge: Nicht nur die Lage der Niederlande an der Nordsee ist diesbezüglich ein Indiz. Auch die Tradition des Überseehandels (VOC, WIC) spielte hier eine Rolle, denn gerade die großen Überseeschiffe waren es, die die Muschelart in die Niederlande einschleppten. Dort wurde sie zu einer großen Gefahr für das gesamte Land: Da sie auch in Süßwasser überlebensfähig ist, bildeten die hölzernen Unterbauten und -pfähle ein optimales Lebensterrain. Aus orthodoxer Sicht wurde ihr Erscheinen damals als göttliche Strafe für Homosexualität interpretiert, was zu einer größeren Verfolgungswelle führte. Zugleich erbrachten mit der Zeit gezielte wissenschaftliche Untersuchungen nachhaltige Lösungen: Die Deiche wurden durch Steinwälle geschützt, durch die sich der Pfahlwurm nicht bohren konnte. Jedoch noch heute bildet er, vor allem durch den Klimawandel (Wassererwärmung und Meeresspiegelanstieg) eine Gefahr für das Nachbarland (107).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nils Jörn (Hg.), Pommern im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts. Das Land am Meer in seinem Goldenen Zeitalter oder einen Schritt vor dem Abgrund?, Köln (Böhlau Verlag) 2024, 60 S., Abb. (Forschungen zur Pommerschen Geschichte, 62), ISBN 978-3-412-52790-7, DOI [10.7788/9783412527921](https://doi.org/10.7788/9783412527921), EUR 60,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Olivier Chaline, Paris

Dédié au Prof. Dr. Jur. Jürgen Regge, ancien président de la commission pour l'histoire de la Poméranie décédé en 2023, ce volume collectif, dirigé par son actuel successeur, le directeur des archives de la ville de Wismar Nils Jörn, est la publication bienvenue des actes d'un colloque rassemblant à Greifswald en 2021 des spécialistes allemands et polonais. Comme l'énonce clairement le titre du livre, le duché de Poméranie dans le premier tiers du XVII^e siècle a connu un apogée, notamment culturel, en même temps que l'amorce d'un basculement sans retour qui l'a conduit en 1648 à être partagé entre Suède et Brandebourg. On peut hésiter entre plusieurs dates pour situer précisément le moment critique: l'irruption de Wallenstein en 1627, le débarquement de Gustave II Adolphe à Usedom en 1630 ou la mort sans héritier du duc Bogislaw XIV en 1637. Mais il s'avère que les années de faiblesse politique qui précédèrent et préparèrent la durable mainmise suédoise furent aussi un temps exceptionnel pour le duché des Griffons. Les douze communications publiées ici nous le montrent très clairement.

Elles nous offrent un panorama à la fois large et varié de ce qu'était alors le duché. Dirk Schleinert en donne une présentation à la fois dynastique et territoriale, mettant en évidence les anciennes convoitises des électeurs de Brandebourg appuyées sur le traité de 1529 (article 5) mais contestées un siècle plus tard par la Suède. Il montre aussi le peu de cohérence d'un ensemble politique dont les morceaux (Poméranie-Wolgast à l'ouest de l'Oder, Poméranie-Stettin à l'est pour l'essentiel mais en deux parties séparées par l'évêché sécularisé de Camin) tiennent surtout par l'effet d'une union personnelle. La dynastie des Griffons (Greif) exerce un rayonnement certain, entretient une réelle vie culturelle, réalise de coûteux voyages, mais est minée par un endettement préoccupant et finalement par la menace de l'extinction biologique, ce qui finit par faire d'elle la proie de la Suède. Haik Thomas Porada met l'accent sur le rôle des diètes comme lieux de discussions et de négociations politiques, liées notamment aux dettes princières. Dans ce pays devenu luthérien, le duc Bogislaw XIV proclama en 1634, avec l'accord des états, la confession d'Augsbourg comme la seule obligatoire et confirma les règlements ecclésiastiques poméraniens. Nils Jörn donne un tableau précis et clair de l'organisation de la justice, ce dont on



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ne disposait pas auparavant. On doit à Ute Essegern une étude également fouillée de la politique matrimoniale de la maison ducale vers 1600. Elle nous en fait suivre les projets, pas tous devenus réalité; elle met en évidence le rôle des duchesses et de leur parenté dans la conception et la conclusion des alliances, et décortique les contrats de mariage, notamment leurs dispositions financières. Rafal Makala nous donne une étude des pavillons et réserves de chasse de la dynastie autour de Stettin, autre manifestation de la vie et de la représentation princière dans des lieux toujours proches de cet axe majeur qu'est l'Oder.

Tout cela a un coût, et Joachim Krüger examine la politique monétaire ducale dans une communication au titre prometteur: »Entre fausse monnaie et réforme«. Ici, point d'âge d'or, mais de constantes difficultés et une fâcheuse tendance à déborder de la légalité avec des pratiques douteuses qui ne manquent pas de mettre le trouble dans la circulation monétaire et la vie économique. Présentant la situation socio-économique des villes poméraniennes au XVII^e siècle, Stefan Kroll compare la situation des décennies 1620 et 1690. Les guerres successives et la division territoriale ont marqué le pays. La situation générale est bien moins favorable à la fin du siècle. Les effectifs de population d'avant les années 1630 n'ont pas été retrouvés, l'inflation est passée par là et les destructions ont été importantes. Les contributions de guerre ont pesé plus lourd que les profits tirés de la présence des armées. Les villes poméraniennes doivent désormais se conformer aux politiques économiques respectives des États suédois et brandebourgeois. Fritz Petrick donne ensuite une étude de cas circonstanciée: la concession en 1613 de privilèges urbains à la localité de Bergen sur l'île de Rügen par le duc Philipp Julius. On doit à Gunnar Möller une approche originale par l'archéologie du quotidien à Stralsund dans le premier tiers du siècle. Il fait découvrir défenses militaires et sépultures de guerre, monnaies, vaisselle (faïence, porcelaine, verres). Elisabeth Heigl nous présente l'université de Greifswald sous un jour également peu commun: son patrimoine, sa vie économique, ses difficultés croissantes et les tentatives ducales pour y remédier. Là aussi, il serait vain de parler d'un âge d'or. Il faut attendre le siècle suivant pour retrouver des temps plus favorables. Pawel Gut vient ensuite à ce qui est – théoriquement – le cœur de la vie universitaire: non pas l'administration, mais les professeurs, les étudiants (dont le nombre décline depuis le début des années 1610 et ce jusqu'à l'étiage de 1639) et les programmes. C'est avec l'histoire du livre, précisément celle de l'imprimerie de Bogislaw XIII à Barth, que Jürgen Hamel achève ce panorama de la Poméranie d'avant les Suédois.

On l'aura compris, nous disposons grâce à ces actes de colloque d'un tableau divers et nuancé d'un territoire du nord de l'Empire, au moment où la guerre va le bouleverser et le diviser. Au fur et à mesure des communications, on perçoit ce qui est pour de bon un âge d'or culturel et artistique et, économiquement parlant, un temps favorable, et en quoi il se trouve miné par une volonté de représentation princière dépassant les moyens du pays, et par



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'extinction de la dynastie devenue inéluctable, à un moment où la guerre frappe à la porte. Le volume est soigné, avec d'assez nombreuses illustrations, y compris en couleurs, des cartes, des plans, des graphiques, des tableaux et des arbres généalogiques qui en facilitent la lecture. Peu de territoires de l'Empire peuvent être aujourd'hui aussi bien connus pour ces années décisives. La commission pour l'histoire de la Poméranie manifeste ici avec bonheur la vitalité de ses travaux. Qu'elle en soit remerciée. Signalons pour finir que les lecteurs francophones s'intéressant à la Poméranie de cette époque peuvent retrouver plusieurs des contributeurs du présent volume dans le numéro 297, novembre 2022 de la revue *XVII^e siècle*.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ulrich L. Lehner, Inszenierte Keuschheit. Sexualdelikte in der Gesellschaft Jesu im 17. und 18. Jahrhundert, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2023, 306 S. (Frühe Neuzeit, 254), ISBN 978-3-11-131098-5, DOI [10.1515/9783111311142](https://doi.org/10.1515/9783111311142), EUR 59,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marc R. Forster, New London CT

»However, the problem of how one should deal with a consecrated delinquent has remained. A historical examination of clerical behavior in the areas of sexuality over a long period can help us to understand the massive changes that priestly lifestyles have experienced in various cultures and contexts. Certainly, it offers a necessary historical background for the crisis of abuse of the twentieth century, which led many stunned Catholics to lose their trust in their ›shepherds‹ (259).

Ulrich Lehner ends this study of sexual abuse by priests, primarily Jesuits, in the seventeenth and eighteenth centuries, with this paragraph, at the end of a short chapter entitled »Outlook on the Present« (»Ausblick in die Gegenwart«). But of course the sexual abuse scandal that engulfed the Catholic Church in the late twentieth century is a constant, if mostly unspoken, presence in this study. Some elements of what occurred in the early modern period echo across the centuries. Church leaders in the 1600s and 1700s feared above all else bad publicity. This was particularly true of the Jesuits, since the Society of Jesus anchored itself on a reputation for unreproachable morality and, at the same time, always faced enemies within and outside the Church. As a result, they protected abusers and hid scandals from the wider public.

Furthermore, like their twentieth century successors, Jesuit leaders and bishops moved abusive priests from parish to parish and from school to school, even across the world from Mexico to Germany, and were reluctant to dismiss even the most terrible serial abusers from the priesthood. Lehner demonstrates how the Church's disciplinary system failed almost completely. Priests and teachers accused of abuse were also often adept at shamelessly denying accusations, stalling, and blaming their victims. And always, church authorities at all levels feared rumors and public accusations and fought to protect the reputation of the Church in general and the Society in particular.

The legal and culture context around sexual abuse in the seventeenth and eighteenth centuries made it even harder to identify and punish abusers. Legally, the victims of sexual abuse were considered accomplices in sexual crimes, even if they were clearly passive victims. This was even more the case if they were considered to have participated willingly in sexual activity. Sodomy



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

or any sexual penetration, oral sex, or masturbation were crimes, punishable, in theory at least, with death. This legal framework meant that victims and their families were reluctant to report abuse, unless if it could be framed as an assault on a defenceless person, which was hard to prove. Even in cases of less severe abuse, families feared their sons would suffer an irreparable loss of honor.

The victims of sexual abuse discussed in *Inszenierte Keuschheit* were all boys and young men, most often teenagers (and younger children) who were students in Jesuit schools. The dynamics involved are not surprising. Teachers, often charismatic and popular ones, used their power and influence to groom students to become sexual partners. Most of the abusers were serial perpetrators, moving from student to student, until they were caught. One must assume that many were never caught. And since Lehner's study draws on evidence about Jesuit teachers and preachers, sexual assaults and abuse by Jesuit priests of women rarely appear here.

The source base opens a challenging problem for Lehner, since they lead him almost exclusively to examples of male-on-male sexual activity. The sources indicate that such activity took place in Jesuit colleges, among the students as well as between teachers and students. The Jesuit philosophy professor Adam Herler, accused in the 1650s of seducing his students, mostly young nobles, defended himself by stating »that his accusers were homosexuals and had sex with each other or masturbated, and were not seduced by him« (139). Not surprisingly the Jesuits were sensitive to the accusation that their colleges were hotbeds of homosexual activity and clearly Herler knew how to use that fear to his benefit. The extent to which the sexual abuse of male subordinates indicates some kind of homosexual identity is, of course, hard to judge through these sources.

As mentioned above, punishment for sexual assault or any kind of sexual activity with a man or boy could be draconian. Lehner extensively discusses the range of punishments that priests actually suffered. Some priests were imprisoned, or confined in monasteries or other church institutions. In the eighteenth century, one priest was imprisoned on bread and water for a long period of time. Yet at the same time, most accused abusers were not dismissed from the Society and some continued their careers successfully. Here again, the Church was reluctant to face the negative publicity that might come with the dismissal of priests. Some of the abusive priests did resign from the Society or leave the priesthood, but Lehner says this was rare.

Much of the book consists of detailed recounting of the stories of priests who sexually abused boys and young men. There are good reasons for this structure. As with contemporary revelations of sexual abuse by priests, there is an element of bearing witness for the victims, who almost never received justice in their lifetimes. Lehner has another purpose behind the relentless discussion



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

of sexual crimes. He wants to make it clear that the sources are available to study sexual abuse in the Church. While he concedes that this was an area where there were many hidden crimes, he also demonstrates clearly that if historians want to learn about sexual abuse by the clergy, they can.

The availability of sources underpins the central historiographical argument of this study. Lehner points insistently to the failure of earlier generations of scholars to believe the stories about Jesuit abusers. It is perhaps not surprising that Jesuit scholars argued that most reports of sexual abuse in Jesuit colleges were the product of an anti-Jesuit sentiment in and outside the Church, particularly in the eighteenth century. In the case of Germany, the confessionalized character of the historical profession further served to limit discussion of sexual abuse in the Church. Catholic scholars did not want to discuss these issues and non-Catholic scholars would have found difficulties accessing the necessary archives. Lehner's point is well taken and historians should never hesitate to engage with uncomfortable and difficult topics. I would suggest that Lehner overstates his case when he takes contemporary scholars to task for neglecting the student of sexual abuse by the clergy in the past. As this study demonstrates, attitudes, methods, and perspectives have changed, although perhaps historians needed the push from current events to look more carefully into the past history of sexual abuse.

The title of Lehner's book opens up a key aspect of the story of sexual abuse in the Society of Jesus. It was the Jesuits themselves who put celibacy at the center of their claim to moral authority, in the Church and in the world. Jesuit celibacy was, as the title says, »staged«, made public, put on display. That dynamic meant that Jesuits who failed the test of celibacy could not be punished, could not be dismissed from the order, could not in fact be put into any sort of public space. The stage was set for the gruesome abuse of teenagers and boys, a grim story that continues to be told in our times.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ralph Ludwig, Natascha Ueckmann, Gisela Febel (dir.), Les lumières dans les Caraïbes françaises et la circulation transatlantique des idées, Paris (Classiques Garnier) 2024, 403 p. (Rencontres; Le dix-huitième siècle, 608; 44), ISBN 978-2-406-15837-0, EUR 36,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Bremer, Berlin

Um 1790 sind die französischen Kolonien in der Karibik in Aufruhr. Dazu beigetragen haben auch die Entwicklungen im »Mutterland«, z. B. kolonialismuskritische Veröffentlichungen wie die »Histoire philosophique et politique des deux Indes« des Abbé Raynal (1770, 1774, 1780) oder die Debatten in der Nationalversammlung, u. a. um die politische Repräsentation der Kolonien im Parlament, die Menschenrechte und eine mögliche Abschaffung der Sklaverei. Umgekehrt erreichen immer neue Nachrichten von Unruhen der schwarzen Bevölkerung einerseits und von politischen Widerständen der weißen Plantagenbesitzer gegen die Regierungspläne andererseits Paris, wo zugleich die Entwicklungen der (Nord-)Amerikanischen Revolution mit Aufmerksamkeit verfolgt werden.

Diese Gemengelage versucht der Sammelband, hervorgegangen aus einer Tagung im Oktober 2018, in einem 80-seitigen Grundsatzessay und 13 Fallstudien als »mouvement plurifocal et transatlantique« und mit dem Begriff einer »circulation multidirectionnelle« von Ideen, Texten und Diskursen zu fassen. In der Tat lässt sich unter dieser Prämisse das bekannte Gemälde, das Anne-Louis Girodet 1797 von Jean-Baptiste Belley anfertigte, einem schwarzhäutigen freigekauften ehemaligen Friseur und zeitweiligen Konventsabgeordneten für die Region Nord von Saint-Domingue, als Symbol »[de] la problématique de la circulation des idées des Lumières entre la France et les Amériques« auf mehreren Ebenen verstehen, wie Ralph Ludwig in seinem Einleitungssatz formuliert (19): Selbstbewusst aufrecht stehend, stützt sich der schwarze Politiker und »homme de couleur libre« – der aber selbst zwei Sklaven besaß – mit dem rechten Arm auf den Sockel einer weißen Marmorbüste des ein Jahr zuvor verstorbenen Raynal.

Die erste Gruppe von Beiträgen untersucht die Veränderungen, die »metropolitane« Aufklärungskonzepte im Kontext der Kolonien entwickeln. Fritz Calixte argumentiert, dass es zwischen ihnen ein voneinander differierendes Verständnis von Universalität gebe; »la liberté thématisée par les Lumières rimait parfaitement avec l'esclavage et la domination des Noirs« (73, »Querelle de l'universel entre les Lumières et les Antilles«). Damien Tricoire diskutiert die Frage »Que furent les Lumières coloniales?« und nimmt damit den in den letzten Jahren vor allem in der angelsächsischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tradition verbreiteten Begriff des »colonial Enlightenment« auf. Ihn diskutiert er vor allem in Hinblick auf die Wirtschaftstheorie und im Verhältnis zu physiokratischen Vorstellungen, bleibt angesichts seiner großen Unbestimmtheit aber skeptisch hinsichtlich seines Erklärungspotentials. Marie-Therese Mäder präsentiert mit Jean-Baptiste Mathieu Thibault de Chanvalon (1723–1788) und seiner »Voyage à la Martinique« von 1763 einen Vertreter jener kolonialen Aufklärungselite (99–125).

Einen anderen Ansatz verfolgt die Nachzeichnung der literarischen Repräsentation der politischen Vorgänge in den Kolonien; hier rückt nun neben der zeitgenössischen verstärkt auch eine aktuelle Perspektive in den Blick. Hans-Jürgen Lüsebrink analysiert die biografische und fiktionale Darstellung von Toussaint Louverture, dem historischen Führer der haitianischen Unabhängigkeitsbewegung, als einem »héritier paradoxal des Lumières«. Hier stehen nicht zuletzt die unterschiedlichen Interpretationen des Einflusses der Aufklärung auf sein Handeln im Vordergrund; unter den bisher in der kritischen Literatur weniger behandelten Texten fällt Jean Métellus' *Toussaint Louverture, le précurseur* von 2014 auf, der trotz seiner Bezeichnung als Roman auf dem akribischen Studium der zeitgenössischen Quellen beruht (Florian Alix wird später noch einmal auf den Text eingehen, 265–267). Gesine Müller interpretiert vier Texte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die Haitianische Revolution, und zwar zwei europäische (Victor Hugo, Lamartine) und zwei deutlich weniger bekannte karibische (Louis de Maynard de Queilhe, Joseph Levilloux), während Anja Bandau die Darstellung der Revolution im metropoliten Populärtheater der Zeit betrachtet. Hier handelt es sich um drei ephemere Stücke, zwei Roman-Adaptationen von 1790 und 1798 (*Le Nègre comme il y a peu de Blancs* bzw. *Adonis, ou le bon Nègre*) sowie ein Stück des Erfolgsdramatikers Pigault-Lebrun, dessen Vorwort zur Druckfassung von 1795 eine ganze Anzahl von Zitaten aus dem berühmten elften Kapitel von Raynals *Histoire des deux Indes* kompiliert (201).

Ihren Schwerpunkt in den literarischen Widerspiegelungen von Aufklärung und Revolution in der unmittelbaren Gegenwart finden die folgenden drei Beiträge: *Frère Volcan* (1983/2017) ist ein Roman von Vincent Placolý über die Situation von Martinique um 1848 (Corinne Mencé-Caster); die von ihm so genannten »Lumières ›fantômes‹« behandelt Florian Alix, v. a. anhand wiederum der Figur von Toussaint Louverture (Césaire, Glissant und Métellus). Gisela Febel analysiert die Vorstellung der Natur der Antillen bei Nicolas Germain Léonard (1744–1793; geboren auf Guadeloupe und gestorben in Nantes) und deren Echo in der zeitgenössischen Lyrik.

Betrachtet man den Band in seiner Gänze, so erweist sich das einigermaßen unspezifische Kriterium der »Wissenszirkulation« als wie zu erwarten nützlich, um eher unterschiedlichen Einzelstudien eine sinnvolle Gesamtperspektive zu geben. Ausdifferenziert wird er erfreulicherweise im abschließenden fast 80-seitigen Grundsatzessay »Les Lumières aux Antilles: Voies et formes de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la circulation des idées« von Febel und Ludwig (303–380). Dieser steht unter dem Leitgedanken, der ganze transatlantische Raum lasse sich »comme un réseau ou un tissu complexe« verstehen, in dem sich aufklärerische Ideen auf unterschiedlichen Wegen verbreiteten (322), eine Überlegung, die auch der Tatsache einer sich erst langsam entwickelnden Schriftgesellschaft (*culture scripturale*) Rechnung trägt, in der sich Rezeptions- und Zirkulationsmomente häufig »unterirdisch« (Glissant) vollziehen. Im Zusammenhang mit dieser Überlegung ist es interessant zu verfolgen, wie sich in einem – ansonsten nicht sehr spektakulären – kolonialen Familienbriefwechsel aufklärerische Werte (nicht Lektüre-Belege!) in Alltagspraxis, etwa als mütterliche Verhaltensratschläge, niederschlagen (Mathilde Chollet). Andere Orte des Informationsaustauschs sind Schiffe, sei es bei der Überfahrt zwischen den Kontinenten, sei es zwischen den Inseln, sowie – etwas überraschend – in der Verarbeitung in Theaterstücken. Als das wirkungsmächtigste gedruckte Werk zwischen den Kontinenten und zwischen 1770 und 1790 wird man Raynals *Histoire des deux Indes* annehmen müssen, das in fast allen Beiträgen und den unterschiedlichsten Zusammenhängen eine Rolle spielt; Natascha Ueckmann steuert einleitend einen außerordentlich dokumentierten Überblick zu seiner Rezeption innerhalb der aktuellen Postkolonialismusdebatte bei.

Wie alle Kongress-Sammelbände weist auch dieser seine Unebenheiten auf. Er bildet aber insgesamt einen interessanten Beitrag zur neueren Forschungsdebatte, die die französischen Antillen des 18. Jahrhunderts nicht mehr wie zuvor als einen gegenüber der Metropole unprofilieren Kulturraum versteht, sondern nach den spezifischen Bedingungen fragt, unter denen sich vor Ort die Rezeption von Aufklärungsdiskussionen vollziehen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Mahler, Cornel Zwielerlein (Hg.), Zeiten bezeichnen. Frühneuzeitliche Epochenbegriffe: europäische Geschichte und globale Gegenwart/ Labelling Times. The »Early Modern«. European Past and Global Now, Wolfenbüttel 2023, 388 S., 7 s/w Abb. (Wolfenbütteler Forschungen, 177), ISBN 978-3-447-12072-2, EUR 74,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Maissen, Heidelberg

Der jesuitische Ritenstreit provozierte um 1700 ein neuartiges Nachdenken über die geoffenbarte Zeitordnung. Wenn die frühesten chinesischen Quellen, die durch Missionare zugänglich wurden, nicht über die Sintflut sprachen: Waren sie dann weniger alt als die Jesuiten behaupteten; oder handelte es sich bei der Flut vielleicht gar nicht um ein universelles Ereignis? Solche Datierungsfragen und der Vergleich von Erfindungen, so von Papier und Buchdruck, legten ein Denken in Entwicklungsstufen nahe. Die Jesuiten nutzten dies, um die zivilisatorische Höhe der Chinesen hervorzuheben und die Akkommodation christlicher Riten an deren Bräuche zu legitimieren. Ihre Gegner werteten die ostasiatischen Leistungen ab gegenüber denen in monotheistischen Regionen wie dem Nahen Osten und vor allem Europa. In Ansätzen entstand so eine neue Zeitordnung neben der humanistischen linearen Trias von antiker Blüte über mittelalterlichen Niedergang zu neuzeitlicher Wiedergeburt und der dichotomischen »Querelle des Anciens et des Modernes« in Frankreich um 1700. Hierzu stießen nun konkurrierende Periodisierungen von Vergangenheiten auf anderen Weltteilen, deren Widersprüche in der aufklärerischen Universalgeschichte aufgehoben werden mussten.

Diese Integration war damit ein spezifisch frühneuzeitliches historiografisches Projekt, das auf die völlig neuartigen Dimensionen der interkontinentalen Kulturkontakte reagierte, die die Frühe Neuzeit auch in heutigen Epochendefinitionen charakterisiert. Um dieses Spannungsverhältnis geht es nicht nur Cornel Zwielerlein mit seinem von reichem Quellenmaterial inspirierten Blick auf China, sondern vielen Autoren in dem von ihm mit Andreas Mahler herausgegebenen Tagungsband *Zeiten bezeichnen*. Die 17 Beiträge gehen auf eine Tagung zurück, in der die Fusion der altherwürdigen Arbeitskreise zur Renaissance- und Barockforschung zum Wolfenbütteler Arbeitskreis Frühneuzeitforschung« mit einer insgesamt gelungenen und anregenden Bestandsaufnahme und Reflexion über diesen Gegenstand zelebriert wurde.

Die Institutionalisierung als Teilepoche und die Verbreitung des Begriffs erfolgten in der Bundesrepublik seit den 1960er-Jahren. Die Herausgeber erklären die »Frühe Neuzeit« wenig überzeugend



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zu einem Kind des Kalten Krieges, weil sie den konzeptionellen Rahmen abgegeben habe dafür, dass Historiker aus der BRD und der DDR sich über Ereignisse wie den Bauernkrieg streiten konnten. Doch die sozialistische Historiografie orientierte sich nicht an einer neuartigen Epochendefinition, sondern an den auf Marx und Engels zurückgehenden Versuchen, die Geschichte als Dialektik von Revolutionen zu beschreiben, darunter die »frühbürgerliche« der Reformation. Außerdem etablierten sich *Early Modern History*, *histoire moderne*, *storia moderna* und analoge Epochenbezeichnungen in vielen europäischen Ländern unabhängig von der Deutungskonkurrenz des Kalten Krieges aus der Notwendigkeit, die politisch-ökonomischen Doppelrevolutionen um 1800 in einer oft durchaus teleologischen Deutung als kategoriellen Bruch zwischen Vormoderne und Moderne zu beschreiben. Hierzu wäre ein Beitrag von Justus Nipperdey hilfreich gewesen oder zumindest die kritische Auseinandersetzung mit ihm, der ein entsprechendes Epochenverständnis zumindest für die USA schon im frühen 20. Jahrhundert ansetzt.

Allerdings überschaute auch Zwierlein die Historiografie der erwähnten Länder wie wenige andere. Insofern kann man etwas bedauern, dass in diesem Band neben der deutschen die anglophone oder vielmehr anglistische Perspektive auf die Begrifflichkeit und ihre Verwendung vorherrscht: im Hinblick auf den Mediengebrauch und die Rolle des Buchdrucks als Periodisierungsinstrument (Ingo Berensmeyer), vor allem für die Literaturgeschichte (auch Felix Sprang), das Theater (Anne Enderwitz) oder die Wissenschaftsgeschichtsschreibung mit ihren Innovationen (Florian Klaeger). All das sind Fallstudien, die sich für einen transnationalen oder komparativen Ansatz anbieten, ja aufdrängen und (nur) dann dem Untertitel »europäische Geschichte und globale Gegenwart« wirklich gerecht würden. Jörn Steigerwald trägt eine französische Perspektive bei, nämlich Charles Perraults neuartige Setzung und Zuschreibung eines Jahrhunderts als Epoche für sich: »Siècle de Louis XIV«.

Auf die Renaissance fokussieren Reinhard Strohm und Bernd Kulawik und widerlegen die Gründungslegenden, wonach das Studium der Musik und der Architektur damals im Wortsinn »wieder geboren« worden sei. Die entsprechenden Wissenschaften, auf die man hätte zurückgreifen können, hatte es in der Antike noch gar nicht gegeben. Wer sich auf das Altertum bezog, wollte seine Forschungen nobilitieren, folgte aber nicht zwingend dem Vorbild der Alten.

Auf der deskriptiven Ebene vertritt Martin Gabriel den Standpunkt, dass man in der Geschichtsschreibung etwa über Lateinamerika durchaus von einer globalen Frühen Neuzeit reden könne, selbst wenn die abendländische Trias mit ihrem Antikenbezug für diese irrelevant sei. Auch sonst raten die meisten Autoren zu einer pragmatischen Verwendung von Epochenbegriffen und konkret demjenigen der Frühen Neuzeit. Es handle sich um problematische, umstrittene und stets neu zu definierende, aber



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

unumgängliche Werkzeuge der Historiografie. In diesem Sinn legt Thomas Martin Bück ihre epistemologische, narratologische, heuristische und didaktische Funktion dar. Zugleich hält er fest, dass man die Epochen nicht zu einem Erkenntnisziel machen sollte. Ähnlich warnt Daniel Woolf vor der inhärenten Teleologie und der Essentialisierung von Epochen, die aber nicht nur durch ihre Fetischisierung droht. Erkenntnistheoretisch naiv ist auch die Gegenposition, dass es eine »echte« Geschichte jenseits der Zwänge und Unschärfen von verallgemeinernden Konzepten geben könnte, zu denen – auch – Epochenbegriffe zählen. Dass sie, wie Achim Landwehr meint, insofern Einheitlichkeit beanspruchen, als alles, was in ihnen vorkommt, zu ihnen gehöre, ist eigentlich nicht zwingend. Ob sein weicherer Begriff einer »Zeitschaft«, die »Abweichendes oder Störendes« mit umfasst, letztlich notwendig und hilfreicher sein wird als Periodisierungen, muss sich noch weisen. Auf die »Zeitgenossenschaft« richtet dagegen Susan Richter ihren Blick und gibt damit einen Vorgeschmack auf ihre umfassendere Studie über Rétif de la Bretonne und Sébastien Mercier, die 2025 erscheint.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Gilles Montègre, Voyager en Europe au temps
des Lumières. Les émotions de la liberté,
Paris (Tallandier) 2024, 656 p., farb. Abb., ISBN
979-10-210-5013-6, EUR 26,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michael Maurer, Jena

Wer sich ein vielbetretenes Gebiet wie die europäischen Reisen des 18. Jahrhunderts vornimmt, muss sich fragen lassen, was der Autor Neues zu bieten hat. Gilles Montègre, *maître de conférences* an der Universität Grenoble-Alpes, lehnt zunächst einmal den Zugang über die bekannten Begrifflichkeiten wie »Grand Tour«, »Kavalierstour« und »Tourismus« ab. Er will den Bereich des europäischen Reisens im Zeitalter der Aufklärung erweitern, indem er den geläufigen Weg einer Interpretation als kulturell geprägte Form des Reisens führender Schichten meidet und stattdessen den Horizont auf das Reisen überhaupt öffnet. Freilich nicht so weit, dass auch Unterschichtenmobilität oder Exil darunter gefasst würden. Er denkt eher an Reisen zu medizinischen Zwecken, Verwandtschaftskontakte und wissenschaftliche Forschungen. Aber auch hier lehnt er es ab, verschiedene Reisetypen gegeneinander zu profilieren; vielmehr will er das Reisegeschehen im 18. Jahrhundert überhaupt nach verschiedenen Gesichtspunkten erschließen, die sich ihm aus seinen Quellen anbieten.

Was aber sind seine Quellen? Gilles Montègre hat vor Jahren einen starken Quellenfundus aufgetan, der sich um einen unbekannten Aufklärer namens François-de-Paule Latapie (1739–1823) rankt. Im Kern finden sich diese Bestände in verschiedenen Bibliotheken in Bordeaux, aber auch in einem Familiennachlass. Wer war dieser Latapie? Er wurde auf dem Schloss La Brède geboren; sein Vater war Jurist im Dienste des bekannten Philosophen, Staatstheoretikers und Reiseschriftstellers Charles-Louis de Secondat, baron de La Brède et de Montesquieu; möglicherweise war er sogar dessen unehelicher Sohn. Jedenfalls wuchs er auf dem Schloss auf, hatte regen Kontakt mit dem Berühmten, der starb, als er 15 Jahre alt war. Vom Sohn des Philosophen wurde er anfangs als Sekretär angestellt, dann, um dessen Sohn zu erziehen und auszubilden. Latapie studierte zunächst Medizin in Bordeaux und suchte dann sein Glück in Paris. Vor allem bildete er sich als Botaniker fort und verkehrte in den Salons von Mme Geoffrin und der Herzogin von Laroche-foucauld. Latapie unternahm 1770 eine Englandreise und veröffentlichte anschließend anonym eine Schrift über englische Gärten (eine um eine Einleitung erweiterte Übersetzung des Buches von Thomas Whately). Er wurde von Mably und Laroche-foucauld gefördert, vor allem aber von Trudaine de Montigny, dem einflussreichen Direktor der École des ponts et chaussées und des Bureau du commerce. Aufgrund seiner Beobachtungen auf einer Studienreise in die Normandie erhielt er den Auftrag und ein Stipendium für eine



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dreijährige Italienreise (1774–1777). Latapie hinterließ 14 Hefte mit Aufzeichnungen von seinen Reisen, die er unter den Titel *Éphémérides* stellte, aber nicht veröffentlichte. Sie bilden die zentrale Hauptquelle für Gilles Montègre, der daraus auch schon den Teil über Rom gesondert ediert hat (2017). Darüber hinaus hat er eine reichhaltige Handschriftenüberlieferung berücksichtigt und 254 Reisewerke der Epoche ausgewertet. Latapie dient ihm als eine Art von Sonde in das unermesslich große Gebiet der aufgeklärten Reiseliteratur.

Das umfangreiche Werk ist in vier Teile geteilt: Im ersten vermisst Montègre die äußeren Bedingungen des Verkehrswesens, die Landschaftswahrnehmung, die Grenzen. Im zweiten widmet er sich den gesellschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Reisenden, er fragt nach den sozialen Schichten, der Beteiligung von Frauen. Im dritten stellt er den Gesichtspunkt der Beobachtung und Wissensgewinnung in den Vordergrund der Analyse. Der vierte Teil gilt der Emotionsgeschichte: den Gefühlen der Reisenden unterwegs, der ästhetischen Wahrnehmung, schließlich den politischen Beobachtungen und der Sehnsucht nach Freiheit.

Montègre meidet für die Zeit zentrale Wahrnehmungsschemata wie die bekannten Nationalcharaktere. Er berücksichtigt aber auch nicht die konfessionelle Wahrnehmung, die weite Teile insbesondere der deutschen und englischen Reiseüberlieferung anleitet.

Es ist eine sehr wortreiche und rhetorische Darstellung daraus entstanden, vielfach anregend, etwas essayistisch. Man erfährt, selbst als Kenner der Reiseliteratur dieser Zeit, immer noch eine Menge an Details und interessanten Gesichtspunkten. Vor allem die Latapie-Quellen sind in jeder möglichen Hinsicht ausgewertet und einbezogen worden. Beispielsweise hat der Autor genaue Tabellen über die 1313 Begegnungen Latapies auf seiner Italienreise aufgestellt und aufgeschlüsselt, welchen Persönlichkeiten das Epitheton »célèbre« zuerkannt wird. Er hat auch bestimmte Worthäufigkeiten ausgezählt wie das Vorkommen des Wortes »pittoresque« (mit der interessanten Beobachtung, dass Latapie engl. »romantic« meist mit frz. »pittoresque« wiedergibt). Er hat auch ein Kryptoalphabet entschlüsselt, dessen sich Latapie an brisanten Stellen (etwa erotischer Natur) bedient hat. Im Detail ist das Werk sehr reichhaltig.

Überhaupt ist der Quellenfleiß des Autors stupend. Allerdings hat seine Aufmerksamkeit auf die handschriftlich überlieferten Quellen zur Folge, dass beispielsweise das Zeitschriftenwesen, in dem ja ein beträchtlicher Teil des Reisediskurses der Aufklärer stattfindet, nicht berücksichtigt wurde. Desgleichen werden französische und italienische Quellen bevorzugt, die englische Seite weniger und die deutsche fast gar nicht. Das hat Folgen. Beispielsweise weiß er von Schlözer nur, dass er sich gegen Frauenreisen ausgesprochen habe, aber nicht, dass derselbe Autor eine bahnbrechende Reise mit seiner Tochter Dorothea veröffentlicht hat. Er beschäftigt sich mit der kuriosen Vesuv-Maschine William Hamiltons, weil Latapie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sie gezeichnet und beschrieben hat, aber der künstliche Nachbau des Vesuvs im Garten von Wörlitz ist ihm entgangen.

Trotz solcher Hinweise und Einwände im Einzelnen, die sich vermehren ließen, liegt uns hier ein sehr gelehrtes und kenntnisreiches Buch vor. Eigentlich das Beste, das man gegenwärtig über Reisen im Zeitalter der Aufklärung lesen kann.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109505](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109505)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Sarah Rindlisbacher Thomi, Botschafter
des Protestantismus. Außenpolitisches
Handeln von Zürcher Stadtgeistlichen im 17.
Jahrhundert, Göttingen (Wallstein) 2022, 591
S., 2 Abb. (Frühneuzeit-Forschungen, 23), ISBN
978-3-8353-5236-0, EUR 59,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Lau, Freiburg

Die vorliegende, von André Holenstein an der Universität Bern betreute Dissertationsschrift von Sarah Rindlisbacher Thomi untersucht die Kontakte und europäischen Informationsnetzwerke von sechs profilierten Zürcher Theologen und deren Funktion für Rat, Geistlichkeit und familiäre Netzwerke im Verlaufe des 17. Jahrhunderts. Es geht also um die in der jüngeren Forschung vielfach thematisierten Außenverflechtungen eines frühneuzeitlichen Herrschaftsraums. Der Stand Zürich verfügte wie die übrigen eidgenössischen Stände über kein System von Ambassaden und Residenturen, um Informationen zu erlangen und eigene Interessen vertreten zu können. Diese Aufgabe erfüllten vorwiegend die von der Autorin als informelle Akteure der Außenbeziehungen bezeichneten Personenkreise: Solddienstunternehmer, Handelsleute oder eben auch die hier behandelten Theologen. Dies ist grundsätzlich bekannt, ebenso wie das distinkte soziale Profil der Zürcher Geistlichkeit und deren exzeptionell hoher Einfluss auf Entscheidungsbildungsprozesse der Obrigkeit. Im ersten Abschnitt der Arbeit werden diese Erträge der älteren Forschung kenntnisreich dargestellt. Die Leserinnen und Leser werden konzise in die Institutionengeschichte Zürichs, die Entwicklung der sogenannten reformierten Orthodoxie, sowie die Positionierung der Stadt im eidgenössischen und europäischen Machtgefüge eingeführt – allein dies macht das Buch zu einem unverzichtbaren Referenzwerk. Zugleich gelingt es der Autorin zu verdeutlichen, wie wenig wir noch immer über die Netzwerke der Theologen, die Praktiken des Informationsaustausches und die Entwicklung einer theologisch-politischen Sprache in Zürich wissen. Dabei wären diese Forschungsergebnisse, wie sie zurecht erklärt, im hohen Maße anschlussfähig gegenüber der jüngeren Diplomatiegeschichte ebenso wie der Konfessionalisierungsforschung.

Methodisch an die Netzwerkanalyse und die *Intellectual history* anknüpfend, analysiert die Autorin ein beeindruckend breites Quellenkorpus, das vornehmlich (aber nicht ausschließlich) die umfangreichen Korrespondenzen, Predigten, Gutachten und gelehrten Werke der besagten sechs Theologen umfasst. Die getroffene Auswahl orientiert sich an der Prominenz der Akteure – Rindlisbacher-Thomi hat über einen Zeitverlauf von rund 100 Jahren jene Geistlichen näher untersucht, die über herausragende internationale Reputation ebenso verfügten wie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

über enge Kontakte zu Bürgermeister*innen und Ratsschreibern. Wie jede Auswahl ist auch diese ebenso notwendig, wie anfechtbar. Zahlreiche, überaus einflussreiche Vorsteher der Zürcher Kirche wie Burkhard Leemann oder Johann Caspar Waser werden dadurch zu Randfiguren, andere wie der nicht minder bedeutsame Chronist und Sammler von Informationen zur europäischen Politik Johann Heinrich Fries tauchen überhaupt nicht auf.

Ungeachtet der starken Bezogenheit auf Einzelakteure widersteht die Autorin der Versuchung, ihre Studie chronologisch aufzubauen. Der Analyseteil gliedert sich vielmehr in drei sachlich geschiedene Teile, in denen die Geistlichen aus verschiedenen Blickwinkeln und mit unterschiedlichen methodischen Ansätzen betrachtet werden.

Im ersten dieser Abschnitte legt sie den Fokus auf die Netzwerke ihrer Protagonisten und die Praktiken, mit denen diese Netzwerke gebildet, stabilisiert und gepflegt wurden. Caspar Waser (1565–1625) etwa verfügte über ausgezeichnete Kontakte in den englischsprachigen Raum, die noch aus seiner Studienzeit in Basel stammten, hinzu kamen Freundschaften zu Theologen in protestantischen Reichsständen. Viele seiner Korrespondenten schrieben ihm wöchentlich – wenn nicht öfter, was ihn zu einem der bestinformierten Männer in Zürich machte. Je dichter sein Netzwerk war, umso mehr Informationen konnte er seinen Korrespondenten bieten, was wiederum Diplomaten und Gelehrte in ganz Europa dazu motivierte, in dessen Netzwerk aufgenommen zu werden. Der spätere Reichskanzler Oxenstierna machte auf seiner Grand Tour 1603 in Zürich halt, um Waser kennenzulernen. Die hier geschilderten Mechanismen waren – bei aller Differenz im Detail – grundsätzlich auch bei den übrigen untersuchten Protagonisten zu beobachten. Ein sich bei ihnen allen zunehmend herausbildender geographischer Schwerpunkt ihrer Kontakte lag in den Niederlanden. Deren Diplomaten nahmen ihrerseits bevorzugt mit Theologen Kontakt auf und versuchten diese zu einer Stellungnahme in ihrem Sinne zu bewegen – mit Erfolg, wie das Beispiel des Antistes Antonius Klingler (1649–1713) zeigt, dessen Engagement die Solddienstkapitulation mit den Niederlanden 1693 nach Einschätzung der Zeitgenossen ermöglicht hatte.

Als Akteure, die nicht in die Disziplin des Ratsamtes eingebunden waren, waren die Theologen für Diplomaten attraktive Kontaktstellen. Sie konnten Vertraulichkeit versichern und andererseits Informationen liefern, die ein Senator kaum in Worte kleiden oder problemlos weiterleiten konnte. Dies galt etwa für die Weitergabe geheimer Dokumente, aber auch für informelle Vorinformation bei Verhandlungen, sowie die Versicherung, beim Rat auf eine Entscheidung mit Sinne des Korrespondenzpartners hinzuwirken. Pieter Valkenier (1641–1712), Gesandter der Niederlande, bedauerte denn auch 1689 ausdrücklich, dass nicht mehr der Theologe Johann Heinrich Heidegger sondern der Senator Johann Heinrich Rahn den Kontakt mit ihm pflegte. Dessen ungeachtet verwies der Wechsel von Heidegger auf Rahn auf die auch in anderen Fällen zu beobachtenden Versuche, weitere Zürcher Protagonisten in die personalisierten Netzwerke



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

einzubinden und sie damit zumindest tendenziell anschlussfähig und perpetuierbar zu machen.

Neben die vertrauliche Informationsbeschaffung trat die publizistische Verbreitung von Nachrichten, aber auch die gezielte Beeinflussung von Entscheidungsträgern. Nachrichten wurden gebündelt und regelmäßig in Form von Zirkularschreiben an Amtsbrüder und andere Interessenten weitergeleitet. Geistliche verfassten Flugschriften, Lobgedichte, Traktate, Predigten und beeinflussten die Zensur im Sinne ihrer Position und der ihrer Kooperationspartner. In Gutachten aber auch in den sogenannten Fürträgen – einer institutionalisierten Form der politischen Zwangsberatung durch den Antistes – schalteten sich Geistliche zudem direkt in den politischen Entscheidungsbildungsprozess ein.

Es blieb nicht bei gesprochener, geschriebener und gedruckter Einflussnahme. Pastoren organisierten Auslandsreisen für Ratsverwandte, stellten Gesandten Unterkünfte zur Verfügung, waren bei der Briefübermittlung behilflich und organisierten diplomatische Treffen, wie jenes zwischen dem englischen Gesandten Coxe und Vertretern des kaiserlichen Militärs im Jahre 1690. Geistliche waren aber auch direkt in diplomatischer Mission tätig. Johann Heinrich Hottinger (1620–1667) z. B. verfügte anders als die Senatoren über gute Kontakte etwa in die Pfalz, und zwar nicht nur zu den Professoren in Heidelberg, sondern auch zum Kurfürsten mit dem er sich über nahöstliche Numismatik auszutauschen pflegte. Als der Rat 1663 einen Vertreter durch das Reich sandte, um im Falle eines innereidgenössischen Krieges Möglichkeiten militärischer Unterstützung zu sondieren, fiel seine Wahl denn auch auf den Theologen.

Dessen ungeachtet standen die Geistlichen unter Legitimationsdruck – es stellte sich die Frage, wie sie angesichts der selbst postulierten Trennung zwischen geistlichem und weltlichem Schwert ihre Intervention rechtfertigen konnten. Die Autorin sucht in dem nun folgenden Abschnitt nach Legitimationsstrategien und Motivationen der Akteure. Zürchs Geistliche, so kann sie nachweisen, hielten ungewöhnlich intensiv und lange an der Forderung nach einer konfessionellen, einer reformierten Bündnispolitik fest. Die Autorin gibt dafür eine Reihe von Gründen, wobei der wichtigste wohl in der sich mit dem Edikt von Fontainebleau verschärfenden Gegnerschaft der Geistlichen gegenüber Frankreich bestand – dem bevorzugten Bündnispartner der katholischen Eidgenossen. Anders als in Alten Reich überlagerten und verstärkten sich daher Konfessionelle und bündnispolitische Antagonismen in der Eidgenossenschaft auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die beständigen bis weit in das 18. Jahrhundert fortdauernden konfessionellen Spannungen vor allem in der Ostschweiz, die kirchlich und ökonomisch eng mit Zürich verbunden war, trugen dazu bei, dass sich diese Interessenlage nicht abschwächte. So kann die Autorin für die letzten drei Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts nicht eine Abschwächung sondern eine Intensivierung eines politischen Biblizismus feststellen, der sich in den 1620er-Jahren

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109506](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109506)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

entwickelt hatte. Die ein Wächteramt beanspruchenden Geistlichen rekurrten dabei in sich laufend wandelnden Kombinationen immer wieder auf die bedrohte Gemeinschaft der Heiligen, die Hausgenossen Gottes, den Leib Christi, das Gemeine Evangelische Wesen. Die Zürcher »Mutterkirche« sei im besonderen Maße für dessen Wohlergehen verantwortlich. Zwar hätten Zürcher Theologen auch Modelle der wechselseitigen konfessionellen Anerkennung und damit der Möglichkeit der Koexistenz entwickelt, vorherrschend sei jedoch eine apokalyptische Weltwahrnehmung gewesen, die die vielbeschworene Kirche Gottes kurz vor der Auslöschung sah.

Wie konnte die Geistlichkeit überhaupt einen solch starken Einfluss auf politische Entscheidungen erhalten und welche Folgen hatte dies für das Verhältnis von Obrigkeit und Geistlichkeit? Die Zürcher Pastoren bildeten, so die Autorin, keinen endemischen, durch Selbstrekrutierung geprägten Stand, was Rivalitäten mit dem Rat von vornherein einschränkte. Bürgermeister bzw. Ratsschreiber und mit Außenbeziehungen beschäftigte Geistliche kooperierten insofern eng und im wahrsten Sinne des Wortes familiär miteinander, wobei der Familienverband durch Patenschaften und Heiraten erweitert werden konnte. Insofern stellte sich die Frage, ob hier wirklich Geistlichkeit und Obrigkeit miteinander kooperierten oder ob nicht vielmehr die ausgewählten Geistlichen nur Teile von Familiennetzwerken waren, die mit ihren Ratsverwandten kooperierten und mit Geistlichen, die an andere Familien gebunden waren, nur begrenzt Informationen austauschten. Die Frage ist also, wie stark die Bindungskräfte von Stand und Institution gegenüber Familienloyalitäten waren. Die Autorin wirft diese Fragen auf und gibt vorsichtig abwägende Antworten.

Diese abschließende Beobachtung ist bezeichnend für die hervorragend recherchierte und sauber argumentierende Studie, die holzschnittartige Schlussfolgerungen und Thesenbildungen sorgfältig vermeidet. Die Autorin hat stets die Komplexität des Untersuchungsgegenstandes im Blick. Gleichwohl bettet sie ihn gekonnt in die aktuelle Forschungsdiskussion ein. Rindlisbacher Thomis Analyse zeigt die Spielräume einer kleinen, aber europäisch gut vernetzten, einflussreichen geistlichen Elite auf, die eigene Akzente sozialer Profilierung, politischen Handelns und politischen Sprechens entwickelte. Der Arbeit ist eine breite Rezeption zu wünschen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109506](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109506)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Daniel Roche, Pascal Bastien, Frédéric Charbonneau et al., Les Lumières minuscules d'un vitrier parisien. Souvenirs, chansons et autres textes (1757–1802) de Jacques-Louis Ménétra, Chêne-Bourg (Georg Editeur) 2022, 450 p., ISBN 978-2-8257-1308-2, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hans-Jürgen Lüsebrink, Saarbrücken

Der vorliegende Band stellt das letzte Buch dar, das der renommierte französische Sozial- und Kulturhistoriker Daniel Roche (1935–2023) gemeinsam mit mehreren kanadischen und französischen Kollegen wenige Monate vor seinem Tod veröffentlicht hat. Es schließt insbesondere an sein Buch über *Le Peuple de Paris au XVIII^e siècle* (1981), eine umfassende Sozialgeschichte der Pariser Unterschichten des 18. Jahrhunderts, sowie an seine kritische Edition der Memoiren des Pariser Glasermeisters Jacques-Louis Ménétra an, die 1982 unter dem Titel *Journal de ma vie* erschienen sind und deren Manuskript Daniel Roche, ebenso wie die im vorliegenden Buch edierten übrigen Schriften von Ménétra, in der Bibliothèque historique de la ville de Paris entdeckt hatte. Die kritische Edition autobiografischer Texte von J.-L. Ménétra, die den Titel *Souvenirs* tragen und in Versform gefasst sind, sowie verschiedener Chansons und sonstiger, zum Teil auch politischer Schriften, umfasst in dem vorliegenden Band knapp 180 Seiten. Sie werden eingerahmt von einem kurzen Vorwort der Herausgeber (13), einer Einleitung des in Genf lehrenden Historikers Michel Porret (»Le vitrier, la plume et l'encrier«, 17–24) sowie zwei Aufsätzen von Daniel Roche, die 1985 und 1986 in Deutschland bzw. in den USA erschienen sind und exzellente Darstellungen der Biografie Ménétras und seiner Schriften sowie ihres sozialhistorischen Stellenwerts bieten (29–57). Den Schlussteil des Bandes stellen 26 alphabetisch geordnete, kurze Aufsätze der anderen Autoren und Herausgeber dar, die sich mit den vielfältigen Facetten des Werkes von Ménétra beschäftigen – von »Aventure« bis zu »Zygomatique« (dt. *Lachmuskeln*) und unter Berücksichtigung so unterschiedlicher Themen wie »Bonaparte«, »Dieu«, »Honneur«, »Jean-Jacques (Rousseau)«, »Morale«, »Révolution«, »Tolérance« und »Sexe«. Eine zweiseitige Auswahlbibliografie (449–450), in der auch englische und deutsche Titel Berücksichtigung finden, schließt den Band ab. Die im letzten Teil des Buches abgedruckten, alphabetisch geordneten analytischen Beiträge bieten, neben den beiden Aufsätzen von Daniel Roche, äußerst anregende und vielfältige Zugänge zu Ménétras Schriften und ihrem Stellenwert für die Sozial-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte des Aufklärungszeitalters und der Französischen Revolution.

Der Fund und die Edition der Schriften von Ménétra, im Anschluss an die Edition seiner Autobiografie, stellen durchaus eine kleine historiografische Sensation dar, ebenso wie vor knapp



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

50 Jahren das Werk *Il formaggio e i vermi* (1976, *Der Käse und die Würmer*) von Carlo Ginzburg. Ähnlich wie die Aussagen des von Ginzburg entdeckten Müllers Domenico Menocchio vor dem Gericht der Inquisition eröffnen die – zweifellos formal und großenteils auch inhaltlich völlig anders gelagerten – Schriften von Ménétra (1738-1812) eine quellenmäßig in dieser Form und Komplexität noch nicht erschlossene Sicht auf die soziale Welt und die Mentalität eines Vertreters des »breiten Volks«, der Plebejer, im Paris der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Unter den vielfältigen Aspekten, die der vorliegende Band anhand der Schriften von Ménétra beleuchtet, seien zwei herausgegriffen, die uns von besonderem Interesse scheinen. Zunächst Ménétras »libertärer Antiklerikalismus«, der auf die Dechristianisierungsbewegung des 18. Jahrhunderts verweist: er äußert sich in seinen Schriften in einer scharfen Kritik am Klerus, der kirchlichen Hierarchie sowie an den Dogmen der katholischen Kirche, die er unverhohlen als »Lügen« (»mensonges«), »Betrügereien« (»impostures«) und »Aberglauben« (»superstitions«) bezeichnet. Ihnen setzt Ménétra seinen Glauben an ein höchstes Wesen und an deistisch geprägte Werte entgegen, der nicht auf Verboten, Vorstellungen wie »Hölle« und »Fegefeuer« sowie auf Begriffen wie »Sünde«, »Buße« und »Vergebung«, sondern auf den Werten der Brüderlichkeit, der Solidarität und der Humanität fußt und mit dem von Ménétra vertretenen libertären Hedonismus vereinbar erscheint. Sodann sind Ménétras politische Ansichten von herausragendem Interesse, zumal sie charakteristisch erscheinen für breitere Volksschichten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich. Ménétra entwickelte sich von einem Anhänger einer aufgeklärten Monarchie zum gemäßigten Republikaner – der sich in der Sektion Bon Conseil engagierte und zugleich während der Jahre 1793–1794 die Jakobinerherrschaft der »Terreur« vehement ablehnte – und schließlich zum Bewunderer und Verehrer Napoléon Bonapartes, in dem er, wie viele seiner Zeitgenossen, den Vollender der Französischen Revolution sah.¹

An der vorliegenden Edition, die auch durch eine sehr ansprechende typografische Gestaltung, sorgfältig ausgewählte und in vorzüglicher Qualität reproduzierte Illustrationen, präzise Karten (u. a. von Ménétras Wohnsitzen in Paris) sowie Auszüge aus seinen Manuskripten auch bibliophile Leserinnen und Leser zu überzeugen vermag, ist nur wenig auszusetzen. Statt des gelegentlich für Worterklärungen herangezogenen Wörterbuchs von Littré (*Dictionnaire de la langue française*, Erstausgabe Paris, Hachette, 1873) aus dem ausgehenden 19. und dem 20. Jahrhundert wäre es zweifellos besser gewesen, durchgehend Wörterbücher des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts zu zitieren. Auf Seite 147 wird die Gesamtzahl der französischen Emigranten während der Französischen Revolution – ohne



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Pascal Bastien, »Bonaparte«, 239–242, hier 242: »La Révolution fut un projet politique dont Bonaparte, aux yeux de Ménétra, constituait l'aboutissement, peut-être même la réalisation«.

Quellenangabe – mit einer Million angegeben – eine zweifellos viel zu hohe Zahl,² die zudem nicht, wie in Fußnote 157 angegeben, 0,5 % der französischen Bevölkerung, die damals ca. 26 Millionen betrug, entsprach. Auf Seite 232 des Beitrags von Michel Porret zu »Aventure«, in dem auf die Bewunderung Ménétras für den »Sozialbanditen« und populären Schmugglerführer Louis Mandrin (1725–1755) eingegangen wird, bezieht sich die erwähnte »Mandrinade« [sic!] wohl auf *La Mandrinade, ou L'Histoire curieuse, véritable et remarquable de la vie de Louis Mandrin* (1755)³ und *La Mandrinade, poème en quatre chants* (1755), zwei in der volkstümlichen »Bibliothèque Bleue« erschienene und weit verbreitete zeitgenössische Schriften über Mandrin, die seine Taten idealisierten und ihn zu einer populären Identifikationsfigur machten. Ob der im Titel des vorliegenden Buches verwendete Ausdruck »Lumières minuscules« letztlich geeignet ist, die durchaus bemerkenswerte politische Bewusstwerdung Ménétras und seine spezifische Aneignung aufgeklärter Ideen und Werte, u. a. im Zuge seiner Identifikation mit Jean-Jacques Rousseau (den er im Juni 1770 auch persönlich kennenlernte) und seinen Schriften zu charakterisieren, mag bezweifelt werden. »Lumières plébéiennes« wäre vielleicht ein passenderer Ausdruck, der zudem an den im vorliegenden Band verwendeten Ausdruck »vie plébéienne« anschließen würde.⁴

² Siehe Massimo Boffa, Emigrés, in: François Furet, Mona Ozouf (dir.), Dictionnaire critique de la Révolution Française, Paris 1988, 346–354, der als Gesamtzahl 150 000 bis 160 000 Personen angibt. Siehe auch: Donald Greer, The Incidence of the Emigration During the French Revolution. Cambridge 1951. Statt mit 68 %, wie auf Seite 147 des vorliegenden Bandes angegeben, wird der Anteil des Tiers État an der Gesamtzahl der Emigranten bei Boffa und Greer mit 51 % beziffert.

³ Die Texte dieser beiden »Mandrinades« und andere zeitgenössische populäre Schriften über Mandrin sind abgedruckt und kommentiert in: Histoires curieuses et véritables de Cartouche et de Mandrin. Textes présentés par Hans-Jürgen Lüsebrink. Paris 1982, 223–255 (Histoire), 263–268 (Poème).

⁴ Seite 231 in dem erwähnten Beitrag von Porret.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Rutz, Joachim Schneider, Marius Winzeler (Hg.), Kurfürst Johann Georg I. und der Dreißigjährige Krieg in Sachsen, Dresden (Sandstein Verlag) 2024, 376 S., 160 Abb. (Spurensuche. Geschichte und Kultur Sachsens, Sonderband, 2), ISBN 978-3-95498-802-0, EUR 58,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claire Gantet, Fribourg

On le sait, la Saxe a joué un important rôle dans le cours de la guerre de Trente Ans: acquisition précoce des Lusaces en 1623, batailles de Breitenfeld le 17 septembre 1631 et de Lützen le 16 novembre 1632, paix saxonne-impériale de Prague le 30 mai 1635. Pourtant, les études d'ensemble accordent peu d'importance à la Saxe électorale – en dépit de son poids institutionnel et confessionnel –, et surtout, le regard jeté sur elle reste foncièrement négatif. L'historiographie reste en effet d'une part marquée par la valorisation de Frédéric II de Prusse par les historiens du XIX^e siècle, intrépide chef de guerre auquel est prêtée une rationalité territoriale, et le dénigrement consécutif des figures moins portées à la confrontation telles que Jean-Georges I^{er}, présenté comme un ivrogne apathique responsable de la division du camp protestant. D'autre part, le récit sur la guerre de Trente Ans et les sources mobilisées suivent encore trop la perspective impériale.

Cet ouvrage, conçu en parallèle de la préparation à l'exposition *Bellum & Artes. L'Europe centrale pendant la guerre de Trente Ans*, s'assigne donc pour tâche, premièrement, de traiter de la guerre de Trente Ans depuis le focus de la Saxe électorale, en rupture avec les cadres nationaux, et deuxièmement, de revaloriser et surtout d'étudier la personnalité, l'entourage et le règne de Jean-Georges I^{er}, en particulier son rôle dans la conclusion de la paix. Le ton apologétique de l'introduction n'est heureusement pas poursuivi dans le reste de l'impressionnant recueil, qui relève la diversité des réactions dans l'entourage le plus proche de Jean-Georges, entre son épouse qui rejette le rapprochement avec l'empereur catholique en 1635 et ne peut se rallier que tardivement à la politique de Ferdinand III (Ute Essegern), et son fils qui, lui, le soutient d'emblée (Joachim Schneider) à l'égal des pasteurs (Wolfgang Flügel). Auteur de l'unique biographie à jour (en russe) de Jean-Georges I^{er} de Saxe, Andrei Prokopiev relate l'enfance du prince dans un milieu protestant marqué par les affrontements avec le calvinisme et une sensibilité apocalyptique, son avènement inattendu alors que son frère aîné meurt d'une crise cardiaque à 28 ans, une cour complexe peuplée de petits nobles (les grands nobles restent dans leurs possessions qui seront ravagées), une politique ancrée dans la tradition impériale et faisant primer la politique sur les considérations confessionnelles. Le soutien, non pas incondtionnel, mais circonstanciel et mesuré,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de Jean-Georges de Saxe à la politique impériale se lit aussi dans sa quête de l'information: comme d'autres princes mais plus conséquemment, il collationne des journaux manuscrits, quelques journaux imprimés auxquels il accorde moins d'importance, et entretient auprès de l'empereur des informateurs qui n'appuient pas forcément ses décisions (Kateřina Pražáková). La guerre perturbe fortement la vie de cour marquée par l'intégration de la diète et de la cour saxonnes (Josef Matzerath). Elle réduit considérablement les ressources, donc la réputation de la cour, qui peut toutefois en partie compenser ces pertes en recourant au Cercle de Haute-Saxe (Fabian Schulze). Affaiblie, et restant attachée à un système impérial dépassé (l'idée d'une unité entre l'empereur et l'Empire), la Saxe ne peut donc pas s'imposer dans les négociations de Westphalie, malgré les efforts de communication entrepris par ses envoyés (Lena Oetzel). Une discussion sur les enjeux internationaux (Astrid Ackermann, Dorothee Goetze, Michael Rohrschneider, Andreas Rutz, Tomáš Sterneck, Siegrid Westphal) et les nombreuses stations de la vie itinérante du prince électeur (Jochen Vötsch) concluent la première partie d'inspiration politique.

Le deuxième volet de l'ouvrage développe un questionnement plus culturel en se penchant sur la politique de représentation. À la différence des cabinets de curiosité de l'Empire, qui subissent d'importantes destructions ou pertes, celui de Dresde subsiste et est même installé, selon le plan du prince électeur, dans de nouvelles pièces baroquisées (Dirk Syndram). Ariane Koller se penche sur analyse les coupes munies de globes, une armoire de cabinet de curiosité et un manteau couvert d'ornements topographiques par lesquels le pouvoir a été incarné (Ariane Koller). Bien que de très haute valeur, les bijoux portés par le prince et la princesse électoraux sur leur lit de mort sont usuels et sans faste, conformément au souhait des défunts (Christine Nagel). Marius Winzeler montre que les nombreuses résidences et bâtiments construits pendant la guerre pour le prince électeur obéissent à des règles fonctionnelles dans la tradition du style Renaissance pratiqué au nord des Alpes. Mais la misère entraînée par la guerre frappe directement les artistes. Avec des moyens limités, Jean-Georges tente de se mettre en scène, ainsi lors de la campagne de Bautzen en 1620 (Holger Schuckelt, Kai Wenzel).

Une troisième section traite du quotidien et du vécu de la guerre et de ses suites. Alexander Schunka esquisse la complexité des mouvements migratoires entre la Bohême et la Saxe, leurs temporalités, leurs géographies, leurs enchaînements et leurs spécificités confessionnelles, sociales ou genrées. Plus sujettes aux épidémies mais moins aux destructions, les villes, selon Alexander Zirz, ont permis à l'économie de se stabiliser dès le milieu des années 1640. Christian Landrock montre à quel point les tentatives de reconstruction sont restées ténues et personnelles, faute de ressources et de marge de manœuvre.

Michael Kaiser propose un brillant résumé du volume, dans lequel il relève des questions restées ouvertes. Comment a fonctionné



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

le marché des mercenaires? Peut-on parler d'une propagande saxonne? Ni le personnel politique, ni les états représentés à la diète territoriale ne formaient un bloc, si bien qu'on ignore comment la décision politique fonctionnait; à l'évidence, et même s'il a recouru à de nombreuses formes artistiques de façon assez classique, Jean-Georges n'a pas tenté de réduire son immense dette. La Saxe électorale n'est toutefois pas sortie déstabilisée de la guerre de Trente Ans.

Un ultime texte expose le programme de l'exposition *Bellum & Artes* qui thématise l'art en guerre (Claudia Brink et Susanne Jaeger).

Si le volume laisse des questions ouvertes, il aborde de façon neuve et stimulante la Saxe électorale, une lacune historiographique. Les illustrations qui le parcourent en rendent en outre la lecture très plaisante. On peut espérer qu'il fédèrera une série de nouveaux travaux sur la guerre et la politique à la cour de Saxe. L'ouvrage est au total une très belle réussite qui contribue au renouveau actuel de l'historiographie de la guerre de Trente Ans.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Stefano Saracino, Griechen im Heiligen Römischen Reich. Migration und ihre wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2024, XI-544 S., Abb. (Cultures and Practices of Knowledge in History, 19), ISBN 978-3-11-119479-0, DOI [10.1515/9783111194387](https://doi.org/10.1515/9783111194387), EUR 99,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lavinia Gambini, Cambridge

In 1548, Tuscan Grand Duke Cosimo I wrote to Bernardo de' Medici, his ambassador to Holy Roman Emperor Charles V, that his »Greek palm-reader« was hoping to rejoin the Imperial court where »he had enjoyed the conversation[s] [with] and freedom of many of those Lords«.¹ Less than a decade later, in 1557, the Greek migrant Nicolaus Kali Coroneus from the Ottoman port town of Koroni (Peloponnese) visited the scholar Martin Crusius in Tübingen while travelling across the Holy Roman Empire to collect monies for the ransoming of Christian slaves. Between 1541 and the 1770s, more than a hundred Ottoman-Greek/Ottoman-Christian petitioners were recorded in the Holy Roman Empire. In his monograph *Greeks in the Holy Roman Empire: Migration and Its Significance for the History of Knowledge* (transl. LG), Stefano Saracino presents the first comparative study of three groups of Ottoman-Greek (and occasionally Venetian or Habsburg Orthodox-Christian) migrants in selected regions of the Holy Roman Empire: petitioners, students, and merchants. While Greek petitioners in the Holy Roman Empire constitute a small though constant presence throughout the early modern period, the migration of Greek students and merchants to Imperial centres of learning and commerce (here, Halle and Vienna) represents a more circumscribed and localised phenomenon which can be traced to the 1700s–1750s and the late eighteenth to nineteenth centuries respectively.

The first section of the book investigates the presence of Greek petitioners in the Holy Roman Empire. Wanting to raise monies for the haraç (the tax imposed by Ottoman authorities on non-Muslim subjects), to repay locally acquired debts, fund the (re-)building of Christian institutions, and ransom Christian slaves, these Greek petitioners (of which several were Athonite monks) belonged to the milieu of remarkable though also ambiguous and unsettling

¹ Cosimo I de Medici to Bernardo di Antonio de Medici, Cittadella (Livorno) to Augsburg, April 17 1548 and June 26 1548, Medici Archive Project, BIA Doc ID 20875 (Archivio di Stato di Firenze, Mediceo del Principato 12, 5r, 7r, here 5r): »Al Greco chiromante che vi darà questa n[ost]ra, doppo esser stato alcuni giorni da poi tornò in costà sempre appresso di noi, è venuta voglia di ritornare in cotesta corte, sendogli piaciuta la conversatione, et liberalità di molti di cotesti S[igno]ri che gli hanno fatto carezze.« (transcribed again from the original and translated by LG).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

itinerant strangers who repeatedly crossed the geographical, political, and confessional boundaries of early modern Europe. Often linked with the stereotype of the »Graecus mendax« (the lying/deceiving Greek), these petitioners were constantly required to prove their identities, confessional belongings, and the legitimacy of their undertakings. Wanting to appeal to Christian solidarity and having to compete with various other groups of petitioners, these itinerant foreigners could often dissimulate their identities, hide their intents, or appeal to pre-conceived notions of Christian hardship under Muslim rule. These itinerant petitioners were also crucial to European »armchair« orientalists wanting to acquire knowledge about the nature of the Greek Faith, the Ottoman Empire, and oriental languages.

The second section is dedicated to Ottoman-Christian and Habsburg-Orthodox students at the Pietistic educational foundations of Halle (Margraviate of Brandenburg/Kingdom of Prussia). In the eighteenth century, the Halle foundations experienced two distinct migration waves of Orthodox students, a first one of eight students in 1703–1707, a second of 18 students in 1745–1751. In between, the foundations also welcomed the renowned Eastern-Christian Arabic teachers Salomon Negri (1701, 1715, 1717) and Carolus Rali Dadichi (1718–1719) as well as two more Orthodox students in 1738. While the students of the first wave were recruited directly by missionaries in Constantinople, Venice, or amongst the members of the recently dissolved Greek College of Oxford (dissolved in 1705), those who visited Halle in the mid-eighteenth century came from Habsburg Hungary and the Ottoman-Habsburg borderlands. While the former were predominantly Greek-speaking, the latter spoke Slavonic or Eastern Romance languages. Finally, students of the first group came to Halle as members of the *Collegium Orientale* and the *Seminarium Graecum*, while the latter were recruited to contribute to the *Institutum Judaicum et Mohammedicum* (founded in 1728) and the *Typographia Orientalis*. Similarly to the Greek College of Saint Athanasius in Rome (founded in 1577) and the Catholic *Propaganda Fide* (founded in 1622), Orthodox students in Halle received training to become missionaries in the Ottoman lands, taught Modern Greek to their fellow German students, and contributed to polyglot printing activities.

The third section traces the presence of Greek-Orthodox merchants from the (newly conquered) Habsburg-Hungarian territories and the Ottoman Empire in eighteenth-century Vienna. From 1718, the Ottoman-Habsburg Peace of Passarowitz (Požarevac) facilitated the migration of Ottoman-Greek merchants to the Imperial capital, further encouraged by the promulgation of religious rights and privileges. In the 1720s, the Ottoman-Greeks of Vienna founded the Orthodox chapel and brotherhood of Saint George. In 1787, Orthodox merchants who were also Habsburg subjects established their own parish, the parish of the Holy Trinity. From the late eighteenth century, members of these communities donated monies to found and support Greek charitable and educational institutions across the Habsburg and



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ottoman dominions. Some of Vienna's Greek-Orthodox merchants even occasionally married local Catholic women. For example, in 1794, Franziska Seitleben, the daughter of a physician, embraced Greek Christianity to marry the Greek merchant and Habsburg subject Demeter Oeconomus (396–399). In Vienna, members of the academy of oriental studies (*Orientalische Akademie*, founded in 1754) also profited from the flourishing of Greek cultural and intellectual life, including the Modern Greek printing productions established in the 1790s.

The final section summarises European perceptions and engagement with contemporary Greek learning. Despite language barriers, confessional biases, epistemic uncertainties, and the (alleged) ignorance of Ottoman Greeks, scholars across the Holy Roman Empire relied on and appreciated these migrants as valuable and trustworthy sources for unlocking Eastern languages, religions, and cultures. In line with the findings of other scholars interested in the influence of Ottoman migrants on European learning and oriental studies, this section may have further benefitted from a discussion of the recent works by A. Bevilacqua, R. Calis, and N. Palabıyık.

By focusing on three distinct groups of Ottoman-Greek migrants to the Holy Roman Empire, Saracino moves away from more traditional approaches to minorities in early modern Europe. While these have investigated strategies of community- and identity-making, institutional organisation, and negotiation with local authorities, Saracino discusses aspects of knowledge transmission and migration from multiple geographical, confessional, and chronological perspectives, allowing him to account for the Holy Roman Empire's deep-running plurality. Still, this focus on three comparably well-studied groups of early modern migrants (petitioners, students, and merchants) can also bear the risk of overlooking some less-prominent individuals who equally experienced (in-)voluntary displacement between East and West – from Ottoman migrant women to servants, captives, and mariners. In fact, some of Saracino's most intriguing findings relating to the migration of Ottoman women can serve as the starting point for future investigations. For example, in 1593, the petitioner from Philippoupolis (Plovdiv) Andreas Lascareus reached Tübingen accompanied by his wife and children (90, 93). In 1705–1706, »former slave Anna« (transl. LG) and the wife of the Turkish physician Abdullah escorted Pietistic missionaries from Istanbul to Halle (205–206). In late eighteenth-century Vienna, wealthy Greek women acted as charitable donors (372, Appendix 2). While these may represent isolated cases, future studies may enquire into the overlooked role of these migrant women in shaping European intellectual and cultural life.

Drawing from 17 archives across Austria, Germany, and the Holy See as well as the manuscript collections of over six libraries, Saracino provides the reader with several helpful appendices and tables which will serve as excellent starting points for any future investigation into Ottoman-European migration. Appendix 1



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sheds light on the identities and motivations of Ottoman-Christian petitioners in the Holy Roman Empire. Appendix 2 provides an overview of the 38 members of the Greek-Orthodox parishes of Vienna who, from the 1780s to 1815, founded charitable institutions. Additional tables (211–212 and 251–253) provide an overview of the Greek-Orthodox students who arrived in Halle in the 1700s and 1740s–1750s. Representing the most recent major German contribution in a field usually dominated by Francophone and Anglophone scholarship, Saracino's remarkable *Greeks in the Holy Roman Empire* is a highly learned and meticulous investigation into European perceptions, interactions, and reckoning with Ottoman-Christian migration.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109509](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109509)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christoph Schmitt-Maaß (Hg.), Der Jansenismus im deutschsprachigen Raum, 1670–1789. Bücher, Bilder, Bibliotheken, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2023, 242 S., 12 farb. Abb., 1 Tab (Frühe Neuzeit, 250), ISBN 978-3-11-079695-7, DOI [10.1515/9783110986655](https://doi.org/10.1515/9783110986655), EUR 89,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christine Vogel, Vechta

Die Bedeutung des Jansenismus für die gesamteuropäische Geschichte des späten 17. und 18. Jahrhunderts steht durch eine dynamische internationale Forschung mittlerweile außer Frage – auch wenn die politisch-soziale Sprengkraft dieser katholischen Reformbewegung im Kontext von Aufklärung und Absolutismus zunächst und schwerpunktmäßig mit Blick auf Frankreich herausgearbeitet wurde. Die europaweite Dimension des Phänomens lag nicht allein im internationalen Medienecho einzelner spektakulärer Ereignisse begründet, wie der Schleifung des Klosters Port-Royal (1710), der päpstlichen Verdammung des Jansenismus durch die Bulle *Unigenitus* (1713) oder der jansenistischen Wunderheilungen auf dem Pariser Friedhof Saint-Médard (um 1730); auch die Mobilität, die publizistischen Aktivitäten und die länderübergreifende Vernetzung der verfolgten Jansenisten, später der sich immer stärker politisierenden Appellanten und ihrer Sympathisanten in verschiedenen Ländern sorgten für einen entsprechenden Kulturtransfer. Für den deutschen Sprachraum hat sich diese neuere Jansenismusforschung allerdings bislang nicht systematisch interessiert; über religions- und ideengeschichtliche Fragestellungen hinausgehende akteurszentrierte, netzwerkanalytische oder kommunikationshistorische Ansätze, die auch die Materialität der Austauschprozesse berücksichtigen, sind selten. Wie der Herausgeber Christoph Schmitt-Maaß einleitend konstatiert, lassen sich daher weiterführende Fragen nach der Bedeutung des Jansenismus für die Literatur- und Kulturgeschichte im deutschsprachigen Raum bislang noch nicht befriedigend beantworten – gemeint sind hier insbesondere die Beziehungen, Einflusslinien und Abgrenzungen zwischen Pietismus und Jansenismus und die Rolle des Jansenismus für die deutschsprachige Aufklärung insgesamt. Um diese Lücke zu füllen, fand im Oktober 2018 an der LMU München eine interdisziplinäre Arbeitstagung statt, deren Ergebnisse der vorliegende Band dokumentiert.

Einen Überblick über die Forschungsgeschichte im deutschsprachigen Raum und damit wichtige Orientierung bietet zu Beginn der Beitrag von Harm Klueting. Die daran anschließenden Fallstudien haben eines gemeinsam: Sie lassen die oft unbefriedigenden und in der älteren Forschung mitunter polemischen Versuche, einen klar abgrenzbaren



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

theologischen Wesenskern des Jansenismus zu definieren, um einzelne Akteure oder Schriften dann mit dem entsprechenden Label zu versehen, hinter sich, um nach der Rezeption jener Autoren und Ereignisse zu fragen, die in der zeitgenössischen Wahrnehmung dem Jansenismus zugeordnet wurden. So wird es möglich, den Jansenismus als einen europäischen Kommunikationszusammenhang zu begreifen – und damit als Teil einer frühneuzeitlichen Wissenskultur, die auf Rezeptions- und Aneignungsprozessen in sprach-, konfessions- und länderübergreifenden Netzwerken mit ihren zeittypischen Medien- und Publikationspraktiken basierte. Die Beiträge beleuchten verschiedene Facetten dieses Kommunikationszusammenhangs: Volker Kapp arbeitet die Dominanz protestantischer, genauer calvinistischer Deutungsmuster des Jansenismus in den deutsch- und französischsprachigen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts heraus, die zumeist auf Neubearbeitungen und Übersetzungen einschlägiger Passagen aus Pierre Bayles *Dictionnaire historique et critique*, aber auch aus dem *Grand dictionnaire historique* von Louis Moréri zurückgehen und sich bis in den Zedler und die *Encyclopédie* von Diderot und d'Alembert nachverfolgen lassen. Mehrere Beiträge widmen sich dem Verhältnis von Jansenismus und Pietismus. Christoph Schmitt-Maaß betrachtet die Jansenismus-Rezeption im lutherischen Pietismus als »kulturtransferielle Aneignungsleistung« (62), die er anhand von Schriften, Briefen, Buchbesitz und teils auf Reisen geknüpften persönlichen Netzwerken der pietistischen »Big Names« (62) Spener, Arnold, Francke und Zinzendorff herausarbeitet; Corinne Bayerl untersucht aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive die Rezeption von Pierre Nicoles theaterkritischem Traktat *De la comédie* im Kontext des Streits zwischen Pietismus und lutherischer Orthodoxie über die »Mitteldinge«, zeichnet vor diesem Hintergrund die Entstehung der literarischen Figur des religiösen Theaterfeinds als europäisches Phänomen nach und arbeitet die Parodie pietistischen Sprachgebrauchs in der Übersetzung eines antijansenistischen französischen Dramas durch Luise Adelgunde Victorie Gottsched heraus; Mathis Leibetseder analysiert das Reisetagebuch der pietistischen Grafen Reuß und Lynar, die während ihrer Kavaliertour in den Jahren 1731–1732 unter anderem nach Paris kamen und dort den Friedhof Saint-Médard besichtigten, wo sich gerade unter reger öffentlicher Anteilnahme die jansenistischen Wunderheilungen ereigneten. Über die dänische Gesandtschaft knüpften sie Kontakt zum jansenistischen Abbé Ferrus, der sie mit einschlägiger Literatur, unter anderem der Untergrundzeitschrift *Nouvelles ecclésiastiques*, versorgte. Dass einzelne Akteure eine besondere Schlüsselrolle für die Verbreitung jansenistischer Schriften im deutschen Sprachraum haben konnten, ohne dabei zwangsläufig selbst eine primär »jansenistische« Agenda zu verfolgen, zeigen die Beiträge von Mona Garloff und Juliette Guilbaud. Garloff untersucht die Verbreitung jansenistischer Drucke in Böhmen durch die Nürnberger Verlagsnetzwerke um Franz Anton Graf von Sporck, blickt dabei auf Praktiken der Anpassung und Unkenntlichmachung von Autorschaft und zeigt, dass die jansenistischen Schriften hier in einem breiteren, konfessionelle Grenzen überschreitenden



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Spektrum religiöser Literatur zu verorten sind. Guilbaud widmet sich mit der von 1784 bis 1789 erscheinenden *Wiener Kirchenzeitung* einer bislang vernachlässigten periodischen Publikation von Marx Anton Wittola und arbeitet Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen dieser Zeitschrift und den *Nouvelles ecclésiastiques* heraus. Silvia Schmitt-Maaß beleuchtet die Rolle jansenistischer Kunst für die Konversion und die Frömmigkeitspraxis von Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, die 1707 zum katholischen Glauben übertrat, um den Habsburger und späteren Kaiser Karl VI. zu heiraten. Dass der jansenistische Kulturtransfer im deutschen Sprachraum keine Einbahnstraße war, zeigt schließlich besonders eindrucksvoll der Beitrag von Shaun L. Blanchard über die Einflüsse deutschsprachiger Autoren auf die Synode von Pistoia und die Rezeption des Pistoianismus im Heiligen Römischen Reich, insbesondere im Erzbistum Mainz unter dem reformkatholischen Erzbischof Friedrich Karl Joseph von Erthal.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Beiträge des Bandes nur einzelne Aspekte des breiten Fragenspektrums behandeln, das der Herausgeber eingangs skizziert, und dies dann auch jeweils mit ihrem eigenen disziplinären Fokus. In ihrer Gesamtheit unterstreichen die hier versammelten Fallstudien dennoch das Potenzial eines methodisch breit angelegten interdisziplinären Ansatzes zur Erforschung des Jansenismus – auch wenn ein wesentliches Ergebnis der Lektüre gerade darin besteht, dass eine Beschränkung auf den deutschsprachigen Raum zwar strategisch und heuristisch sinnvoll ist, sich aber zugleich aus verschiedenen Gründen als methodisch problematisch erweist; und zwar gerade dann, wenn man die Spezifika der frühneuzeitlichen Wissenskultur als eines grenzüberschreitenden Kommunikationszusammenhangs ernst nehmen und den Blick auf Übersetzungspraktiken in einem breiten Verständnis richten will.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Johann Anselm Steiger, Ricarda Höffler (Hg.), Das Jüngste Gericht in den Konfessionen und Medien der Frühen Neuzeit, Göttingen (V&R) 2023, 433 S., 103 Abb. (The Early Modern World, 7), ISBN 978-3-8471-1554-0, EUR 65,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Daniela Wagner, Wolfenbüttel

Der vorliegende Band widmet sich in 15 Beiträgen verschiedener Disziplinen dem Jüngsten Gericht. Mit dem Fokus auf die Frühe Neuzeit wird dabei eine Perspektive präsentiert, die im Vergleich zum stark beforschten Jüngsten Gericht im Mittelalter bisher wenig Beachtung fand. Der Band ist das Ergebnis einer Tagung, die auf eine gemeinsame Unternehmung des Graduiertenkollegs Interkonfessionalität in der Frühen Neuzeit (Universität Hamburg) und der Reformationsgeschichtlichen Forschungsbibliothek in Wittenberg zurückgeht.

In einem knappen Vorwort skizziert Johann Anselm Steiger anhand von Forschungsfragen das Interesse des Bandes. Zu lesen ist, dass der Band sich eine Orientierung an aktuellen Fragen der geisteswissenschaftlichen und theologischen Forschung zum Ziel setzt: Es geht um die materielle Kultur und die Medialität der Gerichtsdarstellungen, um Frömmigkeitskulturen und miteinander ringende Konfessionen. Da diese Aspekte aus verschiedenen Disziplinen heraus angegangen werden, ist ein anregendes und facettenreiches Leseerlebnis zu erwarten. Neben den zahlreichen Abbildungen, die – wenngleich in s/w gehalten – in einer guten Qualität gedruckt und damit mehr als brauchbar sind, runden zwei Register den Band ab. Insbesondere das Register der aus der Bibel zitierten Stellen lädt dazu ein, den Band noch einmal anders zu erschließen.

Die Beschäftigung mit dem Jüngsten Gericht im Kontext der Frühen Neuzeit ergibt sich in diesem Band aus dem reformatorischen Verständnis vom Endgericht. Denn letzteres ist im Luthertum und damit anders als noch in der vorkonfessionellen Zeit kein alle Menschen betreffendes Universalgericht. »Vielmehr dürfen alle Glaubenden gewiß sein [...], daß sie am Jüngsten Tag kein Verdammnisurteil zu hören bekommen, sondern ihnen der Eingang in die ewige Seligkeit unumstößlich in Aussicht steht« (57). Entsprechend beschäftigen sich gleich mehrere Beiträge mit der Bedeutung und Funktionalität der »Drohkulis« Jüngstes Gericht im Luthertum (Cremer, Steiger, Höffler, Michels).

Konfessionsübergreifend ist die Frage nach der visuellen Vermittlung des Gerichts ein wiederkehrendes Thema des Bandes. Dass bildliche Darstellungen und geistliche Spiele auch noch in Zeiten der Konfessionalisierung wichtige Elemente der Vermittlung der Gerichtsthematik waren, wird in den



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bearbeiteten Fallbeispielen ebenso deutlich wie die auf die jeweilige Glaubenslehre abgestimmte Konfiguration dieser Darstellungen (Föcking, Höffler, Jahn, Kociumbas, Lipperheide, Malec, Smith). Ausgehend von diesen und weiteren Formen der Vermittlung eröffnet sich dann der Blick auf Praktiken, die zur Vorbereitung auf das Jüngste Gericht respektive dem Jüngsten Tag dienen, wozu barmherziges Handeln (Steiger) ebenso gehören kann wie der Rückzug (Lipperheide) oder die immer wieder aufscheinende Notwendigkeit religiöser Unterweisung (u. a. Kociumbas, Michels).

Auch mit der Erwartung des Jüngsten Gerichts selbst und den mit seinem Eintreten verbundenen Erwartungen und Hoffnungen beschäftigen sich die Beiträge des Bandes (Beyerle, Cremer, Steiger). So eröffnet sich ein über verschiedene Medien erschließbares Spannungsfeld, das sich zwischen dem Gericht als Entscheidungsereignis, der gleichzeitigen Deutung als freudig zu erwartender, gnadengezogener Erlösungsmoment voller Erhabenheit und dem Schrecken des Urteils aufspannt (Haiawi, Steiger). Inwiefern auch Alltagsbezüge bei der Ausformung des Gerichts und seiner Darstellungen eine Rolle spielen, lässt sich in verschiedenen Beiträgen nachverfolgen (Beyerle, Föcking, Kociumbas, Kurzmann, Malec).

Eine Anbindung der Gerichtsthematik und ihrer Ausdeutung an weitere zeitgenössische Themen werden ebenfalls in den Blick genommen. So geht es um die Erschließung der Gerichtsthematik durch die Aufklärung (Pohlig), die Verknüpfung mit Mechanik und Naturwissenschaft (Malec) oder die Einbettung in zeitgenössische Tendenzen der Musik (Huck), aber mit dem Beitrag von Stefan Beyerle auch um Wortgebrauch, allerdings in der jüdischen Antike.

Die an dieser Stelle nur kurz skizzierbare Vielfalt der Perspektiven ist eine große Stärke des vorliegenden Bandes. Zugleich bleiben die Bezüge der Beiträge zueinander oftmals offen. Wünschenswert wäre daher eine etwas umfangreichere Einführung, die die Ergebnisse der einzelnen Beiträge in einer dezidiert interdisziplinären Perspektive zusammenführt und so zumindest einen vogelschauartigen Überblick über die thematische Landkarte der Gerichtsvermittlung und -rezeption in der Frühen Neuzeit liefert.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Aude Therstappen, »Die vielen Paradiese« der
Provence. Reisen in das südliche Frankreich an der
Wende zur Moderne, Münster (Aschendorff) 2024,
600 S., ISBN 978-3-402-25088-4, EUR 79,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Françoise Knopper, Toulouse

Après être restées longtemps marginales, les relations de voyage ont désormais la faveur du monde de la recherche. Le fait de dénicher, recenser et regrouper cette catégorie de textes constitue encore un défi qui stimule les chercheurs: la possibilité de dégager les spécificités du discours viatique reste un enjeu pour les littéraires, et la présence d'informations sur les modalités des moyens de transport, les données topographiques, la vie quotidienne dans les lieux visités, rend de précieux services aux historiens et géographes. Or c'est bien de tout cela qu'il est question dans le présent ouvrage, issu d'une thèse soutenue à Potsdam en 2021.

Aude Therstappen, conservatrice en chef à la BNU de Strasbourg, a constitué une remarquable bibliographie de ses sources et des études critiques portant sur son objet de recherche. L'exhaustivité et la pertinence de ses choix suscitent l'admiration, tout au plus peut-on suggérer d'y ajouter, pour l'abondance des titres qui y sont relevés, le travail d'A. Kosch sur *Le voyage pédestre dans la littérature non fictionnelle de langue allemande. »Wanderung« et »Wanderschaft« entre 1770 et 1850* (2019).

L'ample étude d'Aude Therstappen est divisée en 13 chapitres, qui se terminent chacun par un récapitulatif (*Resümee*). L'ensemble est ponctué de cartes reconstituant le parcours et les haltes des principaux voyageurs. La période étudiée, 1790–1840, est celle où se développe un prototourisme bourgeois, encore élitiste, dont les adeptes possèdent les mêmes niveaux culturels et connaissent les mêmes conditions de voyage. Le corpus est composé de 16 relations imprimées dans lesquelles »la Provence« est longuement décrite. Aude Therstappen la traite en tant que vaste territoire susceptible d'être un ersatz de l'Italie mais, prenant aussi en compte certaines régions voisines, elle commente les randonnées de Mylius dans les Pyrénées, signalant que les Cévennes se situent à l'écart des trajets, tandis que les centres urbains qui retiennent l'attention des voyageurs sont surtout Marseille, Toulon et Nice.

Après un utile état de la recherche et de subtiles définitions des notions d'espace, d'horizon d'attente, de tourisme, d'hétérotopie, la première partie englobe les chapitres présentant préparatifs, conditions matérielles, origines géographiques et confessionnelles des voyageurs et des auteurs »secondaires« (tableaux 52–53). L'autre moitié de l'ouvrage, sans doute la plus originale, examine d'une part les spécificités des récits de cinq voyageuses (en particulier Johanna Schopenhauer, mais aussi Friederike Brun,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Valérie de Gasparin, Ida Hahn-Hahn, Caroline de La Grandville), d'autre part celles du pasteur Christian Friedrich Mylius.

Face en effet à une progressive féminisation, qui se manifeste à l'époque proportionnellement au nombre de relations de voyage, Aude Therstappen pose une difficile question: le discours des voyageuses est-il différent de celui de leurs homologues masculins? La réponse apportée est nuancée. Certes, il fallut qu'elles ou leurs éditeurs justifient pourquoi elles s'éloignaient du foyer familial, certes elles profitaient de la liberté de ton qui est licite dans une relation de voyage, s'intéressaient à la population et étaient émues par la pauvreté qu'elles constataient (à part Hahn-Hahn). Mais elles ont effectué les mêmes lectures préalables que les hommes et proviennent de milieux sociaux et confessionnels analogues. Tout serait donc une affaire de graduation; leur discours ne serait pas d'une essence différente, mais la mobilité permettrait à ces autrices de revendiquer une recherche d'authenticité et d'afficher leur identité, leurs goûts, leur confiance en elles.

L'étude du cas de Mylius (309–465) constitue un apport majeur et enrichit considérablement notre connaissance de ce voyageur atypique. Déjà âgé de 50 ans, ce pasteur qui exerçait sa fonction près de Lörrach explora à pied ou à dos d'âne le Midi de la France et l'Italie du Nord en 1812. Il avait soigneusement préparé son déplacement et s'appliqua ensuite à publier une relation exhaustive, et ce à des fins pédagogiques car il souhaitait s'adresser à un lectorat peu fortuné ou mal instruit. Le résultat est une compilation en cinq tomes qu'il publia en 1818–1819 à compte d'auteur sous le titre *Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Ober-Italien*. Des pages entières sont copiées ou traduites, en particulier de Millin, et alternent avec des passages relatant les expériences vécues lors de ce long périple. Se plaçant sous le signe du »pittoresque«, Mylius retient ce qu'il trouve »agréable«, c'est-à-dire esthétique et digne d'être décrit – selon nous en cela influencé par les théories et le récit du voyage de Johann Georg Sulzer, d'ailleurs mentionné par Aude Therstappen. Le chapitre 12, très intéressant, est consacré au tome 50 de la relation de Mylius, qui renferme les 86 lithographies du peintre bâlois Johann Rudolf Huber. Examinant les convergences et divergences entre texte et image, l'utilisation de l'innovante technique de la lithographie, le montage opéré – ici aussi entre dessins propres à Huber (commandés par Mylius sur le terrain) et réemploi d'estampes de Millin, Aude Therstappen montre en quoi ce tome prolonge la prose de Mylius et correspond à la tentative d'harmoniser nature et culture, émotions du voyageur et réalité des lieux visités ou, comme l'écrit Aude Therstappen, de concilier *Aufklärung* et romantisme.

Outre la mine d'informations que fournit cet ouvrage (l'absence d'un index est à cet égard bien regrettable), le lecteur peut apprécier beaucoup d'autres commentaires que ce bref compte rendu ne peut pas détailler, par exemple les remarques d'Aude Therstappen sur l'évolution des mentalités de ces voyageurs dans

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109513](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109513)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

leur approche du fait religieux ou encore la politisation de leur discours quand ils alliaient intérêt pour le patrimoine et positions conservatrices. Dans tous les cas, nous bénéficions ici de la vaste culture d'une chercheuse qui met en valeur les inépuisables ressources de la littérature vaticane.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109513](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109513)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eike Hinrich Thomsen, Ketzer und Heiliger. Das Bild des Johannes Hus zwischen Reformation und Aufklärung, Göttingen (V&R) 2023, 523 S., 18 s./w. Abb., 3 farb. Abb. (Refo500 Academic Studies [R5AS], 96), ISBN 978-3-525-57354-9, EUR 140,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christoph Auffarth, Bremen

Die Leipziger theologische Dissertation beschreibt die Rezeption des Johannes Hus von der frühen Reformation bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum (25). Während das Thema »Luther und Hus« gut erforscht und bekannt ist, wurde die Rezeption besonders im radikalen Flügel kaum thematisiert und es fehlt an Aufarbeitung der bildlichen und materiellen Memoria sowie die Aufnahme des Liedes von Hus ins *Gesangbuch*. Den Endpunkt setzt die Monografie etwa 1730, weil ab da in der beginnenden Aufklärung Hus deutlich anders und pluralistischer dargestellt wird, »ein Bruch mit alten Rezeptionsformen« im Zeichen von Liberalismus und Nationalismus. Nicht behandelt sind die Hussiten und ihre militärischen Unternehmungen: »Hus war kein Hussit« (Peter Hilsch)« (28). Ebenso fehlt die tschechische Rezeption, dazu gebe es Forschungen, die Eike Hinrich Thomsen aber nicht referiert. Rezeption bedeutet immer auch eine Anverwandlung durch die Rezipierenden; es geht also nicht um das Spätmittelalter und den historischen Hus (noch weniger um seinen radikaleren Begleiter Hieronymus von Prag), sondern um das Bild von Hus in der Frühen Neuzeit, als er zum Identitätssymbol der Reformation wurde. Die Arbeit entstand im Kontext der Ausgabe *Johannes Hus Deutsch*, hrsg. von Armin Kohnle und Thomas Krzenck (Leipzig 2017).

Im ersten Teil geht es um »Grundlegungen in der frühen Reformationszeit« (33–184). Während Hus im 15. Jahrhundert als Ketzer bewertet wurde, der auf dem Konstanzer Konzil zu Recht mitsamt seinen Schriften verbrannt wurde, ändert sich das mit der Reformation schlagartig. Auf der Leipziger Disputation 1519 drohte Dr. Eck damit, dass Luther die Häresie des Hus erneuere und ihm damit das gleiche Schicksal drohe. Luther informierte sich daraufhin und sorgte dafür, dass Hus' Hauptwerk *De Ecclesia* 1520 (im Elsass) gedruckt wurde. Aus dem Bild Hus als Ketzer wird Hus der Vorläufer, Hus der Prophet und Hus der Märtyrer. Luthers Bezug auf Hus und der seiner Mitstreiter ist bereits gut erforscht: Sie lassen Hus' Texte drucken, erklären ihn zum Vorläufer, zum Märtyrer/Bekenner. Berühmt ist die Prophezeiung, die Hus zugeschrieben wird, dass hundert Jahre später einer auftreten wird, der dem Papsttum die Autorität abspricht, die »Wahrheit« gewaltsam unterdrücken zu dürfen. Aus der gebratenen Gans (so die Bedeutung des Namens Hus) wird der Schwan (Luther) entstehen. Im Kontext der Planung und Durchführung eines Konzils (Mantua und Trient), das über den Glauben der Kirche



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

entscheiden sollte, bestreiten die Lutheraner dessen Autorität: Während in Konstanz drei Päpste abgesetzt und verurteilt wurden, wurde nicht inhaltlich über Hus' Theologie debattiert, vielmehr das Versprechen des freien Geleits gebrochen und Hus getötet. Das spricht gegen eine faire Auseinandersetzung; das Konzil ist Partei. Die lutherische Seite lässt Hus' Briefe aus dem Gefängnis drucken, in denen er die Lügen des Konzils beklagt – nicht erforscht war dagegen die Rezeption von Hus in den anderen Zentren der Reformation, Zürich und Straßburg (das bei EHT auch nur knapp: 75–83), vor allem aber bei den »radikalen« Reformatoren und bei den Täufern (137–157) und die Polemik bei den Altgläubigen (43–50; 159–177; 361–388). Dazu die Ikonografie und das Drama des Agricola *Tragedia Johannis Huss* 1537 (346–354).

Die Debatte um das Konzil behandelt Thomsen erst weit hinten im Buch (333–359), nicht am chronologischen Ort. Zudem war die Konzilsfrage zunächst die Rettung für Luther und seine Bewegung, weil der Kaiser ein Moratorium festlegte – gegen die päpstliche Bannbulle – indem er die Wahrheitsfrage auf ein einzuberufendes Konzil vertagte. Als dann das Konzil für 1537 geplant und acht Jahre später in Trient realisiert wurde, befand sich das Luthertum in der Defensive (Misserfolg des Schmalkaldener Bundes bis hin zum Interim) und bestritt die Autorität des Konzils, über den Glauben zu entscheiden.

Der zweite Teil untersucht »Tradierung und Ausdifferenzierung« (187–413), vor allem Hus als zentraler Bestandteil der lutherischen Memoria. Spätestens seit 1591 belegt ist »der Traum Friedrichs des Weisen«: Luther schreibt seine Thesen an die Schlosskirche mit einer Schreibfeder, die das Ohr des Löwen (Papst Leo XIII.) zersticht und seine Krone wackeln lässt. Der Versuch aber, die Schreibfeder zu zerstören, misslingt, denn sie stammt aus der »Gans« aus Böhmen (249–253). Thomsen verfolgt die Rezeption Hus' über die Reformationsjubiläen 1617 und 1717 bis hin zum Pietismus.

Der Anhang enthält das Quellenverzeichnis auf 60 Seiten und die Forschungsliteratur auf 45 Seiten, dazu das Verzeichnis der 21 Abbildungen. Ein Personenregister erschließt den Inhalt (Luther ist nicht nachgewiesen; er ist im ganzen Buch präsent. Aber auch die 46 Stellen etwa zu Melanchthon sollten spezifiziert werden).

Eike Hinrich Thomsen hat eine Arbeit vorgelegt, die die hohe Bedeutung des Hus für die Identitätsbildung des Luthertums bis etwa 1730 nachweist. Dafür hat er eine immense Zahl an Publikationen und anderen Zeugnissen außerhalb der gedruckten Werke gefunden und durchsucht. Insofern ist das eine große Leistung mit einigen bislang unbekannten Funden, jedoch: auf gewohnten Bahnen. Weiterführende Fragen werden nicht gestellt, wie: Die europäische Dimension der Reformationen (wie kommt Wyclif nach Böhmen und nach Wittenberg?) oder wie ist Agricolas *Tragedia* in der Theatergeschichte zu verorten? *Ketzer und Heiliger. Das Bild des Johannes Hus zwischen Reformation und Aufklärung*



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ist somit eine solide kirchenhistorische Arbeit zur deutschen Reformationsgeschichte.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109514](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109514)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ulf Wendler, Pest, Fleckfieber, Ruhr und Typhus. Epidemien auf dem Land und ihre Deutung im Fürstentum Lüneburg 1565–1666, Göttingen (Wallstein) 2024, 407 S. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 321), ISBN 978-3-8353-5464-7, EUR 41,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Brendan Röder, München

Das rezensierte Werk befasst sich mit der Geschichte von Epidemien im Fürstentum Lüneburg zwischen 1565 und 1666. Die untersuchte Region soll dabei, so der Autor, exemplarisch für die Widerstandskraft der Gesellschaft unter extremen Bedingungen stehen. Die Schlüsselperspektiven sind Sterblichkeit, Demografie und Deutung, womit zugleich die Gliederung des Buches in zwei Hauptteile (nach einem ersten Teil zu Grundlagen und Voraussetzungen) vorgegeben ist.

Die Einleitung gibt einen knappen Überblick über die Geschichte der Pest zwischen 1347 und dem 18. Jahrhundert. Als innovativ wird in der Einleitung die Beschäftigung mit dem ländlichen Raum hervorgehoben, der im Vergleich zu Städten in der Pesthistoriografie trotz einiger bestehender Forschungen tatsächlich weniger behandelt wird. Wie die Arbeit im Folgenden durchaus erfolgreich zeigt, kann sich diese relative Vernachlässigung nicht generell auf fehlende Quellen berufen. Etwas überzogen erscheint es dagegen, die Beschäftigung mit Seuchenschriften von mehreren Autoren als gänzlich neuen Forschungsweg zu beschreiben (12), man denke etwa an die im Literaturverzeichnis auch erwähnten Studien von Erik Heinrichs oder Samuel Cohn zu Pestschriften aus dem deutsch- bzw. italienischsprachigen Raum. Beim Forschungsstand zeigt das Buch einige Redundanzen, so sind etwa Aussagen zur Pestforschung auf die Einleitung, das Kapitel zu Grundlagen (I.2.1.) und schließlich einen eigenen Forschungsüberblick zur ländlichen Seuchengeschichte (II.5.1.) verteilt.

Entsprechend des doppelten Ziels, die Demografie und die Deutung von Seuchen in Lüneburg zu erforschen, stützt sich die Arbeit auf unterschiedliche Quellen. Im Teil zur Demografie sind dies das außergewöhnlich gut überlieferte Kirchenbuch mit Tauf-, Heirats- und Begräbnisregister aus dem Kirchspiel (Pfarrbezirk) Sudenburg, im Teil zur Deutung dagegen theologische und medizinische Seuchenschriften.

Das Kapitel zu Grundlagen und Voraussetzungen trägt im Wesentlichen einleitenden Charakter. Hier werden zunächst in der Pestforschung vielfach debattierte Fragen der Anwendbarkeit heutiger medizinischer Kategorien und Erkenntnisse (Stichwort retrospektive Diagnose) referiert, wobei die Besprechung der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Paleogenetik und DNA-Analyse einige neuere Beiträge etwa von Monica Green ausblendet. Es folgen einige Ausführungen zum geografischen und chronologischen Kontext und Forschungsbegriffen wie der Krise des 17. Jahrhunderts und der Stabilisierungsmoderne (Heinz-Dietrich Kittsteiner).

Der mit etwa 170 Seiten bei weitem umfangreichste Teil II widmet sich schließlich wie erwähnt dem Feld der Demografie und wertet detailliert das Kirchenbuch aus Suderberg aus. Die Quellen und Methoden werden vorbildlich transparent gemacht und die Daten grafisch durch Tabellen, aber auch durch Karten mit einzelnen betroffenen Höfen illustriert, wodurch der Verlauf der Infektionen in selten erreichter Detailschärfe sichtbar wird. Die Quellen haben bezüglich der Deutung selbstverständlich auch ihre Grenzen, etwa wenn der Autor die höhere Sterblichkeit bei erwachsenen Frauen »wahrscheinlich« mit der Übernahme von Krankenpflege erklärt (220). Als Ergebnis hält der Autor fest, dass im Untersuchungsraum nur selten Höfe für längere Zeit verlassen blieben und die ländliche Gesellschaft sich trotz des Verlusts vieler Menschenleben als stabil erwies.

Teil III befasst sich mit Pestschriften aus dem Fürstentum Lüneburg, die als Elitendiskurs mit immerhin potentiell breiterer Reichweite gefasst werden. Interessanterweise beginnt der Autor das Kapitel allerdings mit einigen Suppliken, die aber nur bruchstückhaft Auskunft über die Einstellung der Bevölkerung zur Pest geben und eher formelhaft auf Gott als Ursache verweisen (230–232). Das eigentliche Kapitel bespricht dann zunächst theologische Pestschriften (Luthers berühmte Schrift *Ob man vor dem Sterben fliehen möge* wird als Vorbild für regionale Autoren an den Anfang gestellt) und anschließend medizinische. Neben Inhaltszusammenfassungen der Texte wird, wo möglich, auch genauer auf die Autoren eingegangen. Es folgt ein kurzer Teil zu obrigkeitlichen Seuchenverordnungen. Hier lässt sich kritisch anmerken, dass, wenn man denn diese Gattung mit einbeziehen möchte, sich wie bei anderen Teilen der frühneuzeitlichen Policy unmittelbar Fragen zur Umsetzung oder Implementation stellen, die hier aber gerade nicht Gegenstand sind. Abschließend sieht der Autor die Rolle all dieser Schriften weniger in der effizienten Bekämpfung, sondern in der psychologischen Bewältigung von Seuchen. Der Nachteil, einen Hauptteil auf dieser Quellengattung aufzubauen, ist der Verlust des sonst sehr interessanten Fokus auf den ländlichen Raum.

Der Schluss fasst Ergebnisse der Arbeit zusammen und wirft nochmals grundsätzlich die Frage nach der Bedeutung der Pest im Vergleich zu anderen Krankheiten auf. Die Pest sei, so der Autor, zunächst von Zeitgenossen und darauf aufbauend von der historischen Forschung bis heute überbewertet worden. Hier zeigt sich eine Spannung im Ansatz des Buches, denn einerseits folgt es dieser Schwerpunktsetzung der Quellen durchaus – besonders im Kapitel zu Seuchenschriften, die überwiegend Pestschriften sind. Andererseits versucht es eine Relativierung der Pest von einem übergeordneten Standpunkt aus (programmatisch schon



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

durch die Aufnahme von Fleckfieber, Ruhr und Typhus im Titel). Es scheint damit etwas unentschieden zwischen kulturgeschichtlicher Akzeptanz und Thematisierung der frühneuzeitlichen Sicht und einer Bewertung von einer »objektiveren« Perspektive aus. Zum Schluss wird die Bewältigung von Seuchen nochmals in den Kontext einer »Stabilisierungsmoderne« gestellt. Insgesamt handelt es sich um eine gut lesbare und detailreiche Arbeit, die exemplarisch den gesellschaftlichen Umgang mit eben keinesfalls immer katastrophalen Epidemien herausarbeitet.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.1.109515](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.1.109515)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)